

A historical map of Bern, Switzerland, showing the city's layout, the Aare river, and various districts. A large red semi-transparent rectangle is overlaid on the map, containing the title text. Three red circles are marked on the map: one in the west near the Aare river, one in the center near the Aare river, and one in the south near the Aare river. The text in the red box reads: "Benedikt Bietenhard", "Stefanie Blaser", "Geschichte der", "theologischen Fakultäten", "der Universität Bern", "1834-2001".

G E M:
Benedikt Bietenhard
Stefanie Blaser
Geschichte der
theologischen Fakultäten
der Universität Bern
1834-2001

TVZ

Benedikt Bietenhard, Stefanie Blaser

**Geschichte der theologischen Fakultäten der Universität Bern
1834–2001**

T V Z

Benedikt Bietenhard, Stefanie Blaser

Geschichte der theologischen Fakultäten der Universität Bern 1834–2001

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Publiziert mit freundlicher Unterstützung des Alumni-Vereins der Theologischen Fakultät Bern, der Burgergemeinde Bern, der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, des Louis und Eugène Michaud-Fonds des Instituts für Christkatholische Theologie der Universität Bern und der Theologischen Fakultät Bern.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2019–2020 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung
Simone Ackermann, Zürich

Umschlagbild: Stadtplan von Bern im Jahr 1900. Quelle: Geodaten Stadt Bern
© OpenStreetMap contributors, opendatacommons.org

Satz und Layout
Claudia Wild, Konstanz

Druck
AZ Druck und Datentechnik, Kempten

ISBN 978-3-290-18352-3 (Print)
ISBN 978-3-290-18353-0 (E-Book: PDF)

© 2020 Theologischer Verlag Zürich
www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen Erfassung sowie der Übersetzung, bleiben vorbehalten.

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	11
1. Die akademische Ausbildung der Theologen bis zum Ersten Weltkrieg	13
1. Die höhere Bildung im Staat Bern seit dem späten Mittelalter	15
1.1 Bildungsinstitutionen und Bildungsverständnis im bernischen Staat des ausgehenden Mittelalters	15
1.2 Bern als Hochschulstandort: Die Hohe Schule 1528–1805	17
1.3 Die Akademie von 1805	26
2. Die Evangelisch-theologische Fakultät in der neuen Hochschule, 1834–1846	31
3. Die Evangelisch-theologische Fakultät unter radikalem Regiment, 1846–1874	38
3.1 Der Zeller-Handel 1847	38
3.2 Der Leitfadestreit	45
3.3 Die Fakultät im Spannungsfeld der kirchenpolitischen Richtungen	47
4. Die Gründung der Christkatholisch-theologischen Fakultät	51
4.1 Die Vorgeschichte	51
4.2 Kulturkampf, neues Kirchengesetz und Fakultätsgründung	52
4.3 Die Feier zur Eröffnung der Christkatholisch-theologischen Fakultät Bern	57
4.4 Die Anfänge der neuen Fakultät	61
5. Die theologischen Fakultäten im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert	71
5.1 Das Abflauen des Kulturkampfes	71
Intermezzo I: Der Fall Adolf Schlatter	74
5.2 Die Evangelisch-theologische Fakultät in ruhigeren Gewässern ...	84
5.3 Die Christkatholisch-theologische Fakultät im internationalen Kontext	85
5.4 Die innere Differenzierung der beiden Fakultäten	87

6. Professoren und Studierende	92
6.1 Die Professoren	92
6.2 Das Besoldungswesen	99
6.3 Herkunft und Karrieren	102
6.4 Die Studierenden	110
Intermezzo II: Studentenleben in der Zeit des Ersten Weltkrieges – nach den Erinnerungen von Professor Werner Kasser und Pfarrer Hans von Rütte	115
7. Studienreform	123
8. Theologiestudium – auch für Frauen?	127
II. Die theologischen Fakultäten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts	137
1. Die Lage nach dem Ersten Weltkrieg	139
Intermezzo III: Unsere kleine Stadt – das Freie Gymnasium Bern in der bernischen Theologienlandschaft vor 1950	145
2. Die Christkatholisch-theologische Fakultät nach dem Ersten Weltkrieg	152
3. Berufungsgeschichten	156
3.1 Karl Barth ante portas: Karl Barth und die Evangelisch- theologische Fakultät Bern	156
Bemerkungen zur Causa Barth	166
Intermezzo IV: Karl Barth und Martin Werner	170
3.2 Die Nachfolge Wilhelm Hadorns auf dem Lehrstuhl für Neues Testament	175
3.3 Karl Barth und die Evangelisch-theologische Fakultät Bern zum Zweiten	179
3.4 Nachfolge Lienhards, Hoffmanns, Eymanns: Die Fakultät im Richtungsstress	185
4. Herausforderungen	191
4.1 Der Nationalsozialismus	191
Die Causa Michaelis	191
Werner Küppers	208
4.2 Friedrich Eymann und die Anthroposophie	210
4.3 Die Gruppen- oder Oxfordbewegung	215

Intermezzo V: Studentenleben in der Zeit des Zweiten Weltkrieges – zwei Beispiele	217
Studienwahl	218
Studienbeginn	221
Studium und Prüfungen	222
III. Die Nachkriegszeit: Bedächtiger Aufbruch zu neuen Ufern	229
1. Einleitung: Die Lage nach dem Zweiten Weltkrieg	231
2. Der Fakultätsalltag am Beispiel der Evangelisch-theologischen Fakultät	234
2.1 Die Prüfungskommission	234
2.2 Reglementarisches	236
Lizenziat, Ehrendoktorat, Doktorat, Habilitation	237
Der Reformdiskurs nach dem Krieg	247
2.3 Die Studierenden, nicht nur aus der Sicht der Prüfungs- kommission	250
2.4 Die Erneuerung des Lehrkörpers im Zeichen des abflauenden Richtungsstreites	255
2.5 Karrieren: Der akademische Nachwuchs zwischen Opfer und Förderung	261
2.6 Die Einführung des Assistentenstatus an der Evangelisch-theologischen Fakultät	263
3. Das Pfarramt – auch für Frauen?	266
4. Fakultät-Regierungsrat-Synodalrat: Eine Dreiecksbeziehung zwischen Konsens und Dissens	275
4.1 Die Pfarrerinnen	276
4.2 Der Fall Eymann	276
4.3 Besetzung von Lehrstühlen	277
Der neue Lehrstuhl für Homiletik	279
IV. Die theologischen Fakultäten vor neuen Herausforderungen	291
1. Von der kleinen zur grossen Universität	293
2. Die Neuordnung des Theologiestudiums an der Universität Bern	296
2.1 Das neue Universitätsgesetz von 1996 und seine Auswirkungen	296
2.2 Veränderungen im Aufbau der theologischen Fakultäten	298

3. Frauen als Dozentinnen an den theologischen Fakultäten und als Thema des theologischen Diskurses	304
4. Die studentische Mitsprache	307
5. Der Zusammenschluss der beiden theologischen Fakultäten	309
5.1 Die Debatte im Grossen Rat	309
5.2 Das Verhältnis der beiden Fakultäten zueinander	312
6. Die Frage der Philosophiegeschichte	315
7. Die Judaistik	317
8. Statistisches zur Geschichte der theologischen Fakultäten der Universität Bern	319
8.1 Grösse und Wachstum des Kollegiums	319
8.2 Das Wachstum des Kollegiums im Vergleich zu den Studenten- zahlen	320
8.3 Die Struktur des Kollegiums	321
Herkunft	321
Karriere	322
Tätigkeit vor und nach der Professur	323
9. Musik und alte Sprachen	325
10. Theologieprofessoren als Rektoren im Licht der akademischen Öffentlichkeit	328
11. Ein Blick zurück	344
Bibliografie	349
Quellen	359
Personenregister	363
Bild- und Textnachweis	361
Anhang	371

Vorwort

Das Erscheinen dieses Buches hat eine längere Vorgeschichte. Im Jahr 2014 fragte mich Professor Dr. Silvia Schroer an, ob ich mir vorstellen könnte, eine Geschichte der Evangelisch-theologischen Fakultät zu verfassen. Nach einigem Zögern sagte ich zu, kam aber bald zum Schluss, dass es sinnvoll wäre, die Geschichte nicht nur der Evangelisch-theologischen Fakultät darzustellen, sondern auch diejenige der Christkatholisch-theologischen Fakultät einzubeziehen, nicht zuletzt deshalb, weil diese zu Beginn des neuen Jahrtausends ihre Selbstständigkeit verloren hatte.

Bei meinen Recherchen durfte ich von günstigen Umständen profitieren:

Zum einen konnte ich auf die Begleitung einer ad hoc gebildeten Kommission zählen, der neben der Alttestamentlerin Professor Dr. Silvia Schroer auch der Kirchenhistoriker Professor Dr. Martin Sallmann und der Archäologe Professor Dr. Stefan Münger angehörten. Sie unterstützten die Arbeit durch ihr nie nachlassendes Interesse und ihren Zuspruch. Martin Sallmann unterzog das Manuskript nach dem Abschluss einer gründlichen Relecture. Noch verbliebene Fehler gehen selbstredend allein auf das Konto von Autor und Autorin! Die Mitglieder der genannten Kommission scheuten ebenfalls keine Mühe, um dem Projekt die nötige finanzielle Basis zu verschaffen. Ihnen gehört der allerherzlichste Dank von Verfasser und Verfasserin!

Zum anderen erwies es sich als Glücksfall, dass ich meine Tochter Stefanie Blaser, ausgebildete Historikerin, als Mitautorin gewinnen konnte. Wir beide danken hier auch den folgenden Personen und Institutionen für ihre Unterstützung:

Aufseiten der Fakultät ist hier Ulrike Münger zu nennen, die den Anmerkungsapparat einer notwendigen Generalüberholung unterzog. Simone Häberli Mlinar und Markus Isch waren stets bereit, unbürokratisch rasch auch ausgefallenen Wünschen ihr Ohr zu leihen und zu helfen, wo es ohne sie nicht ging. Christian Blaser war uns eine wertvolle Hilfe in allen Belangen der Datenverarbeitung.

Professor Dr. Urs von Arx war vor allem zu Beginn der unverzichtbare Gewährsmann für die dem Autor, der Autorin doch nicht ganz so vertraute Geschichte seiner Christkatholisch-theologischen Fakultät. Uneigennützig stellte er uns seine Unterlagen zur Verfügung. Er und Angela Berlis unterzogen die personenbezogenen Daten im Anhang einer kritischen Prüfung.

Eine universitäre Fakultät ist eine staatliche Institution, unter anderem dazu verpflichtet, ihre Tätigkeit auf den verschiedenen Ebenen zu dokumentieren. Aus dieser Tätigkeit entstehen mit der Zeit Archivalien, die zunächst zur Bearbeitung dem Universitätsarchiv übergeben und danach schliesslich ins Staatsarchiv übergeführt werden. Niklaus Bütikofer vom Universitätsarchiv Bern und die Mitarbeite-

rinnen und Mitarbeiter des Staatsarchivs Bern waren Autor und Autorin das fachkundige Gegenüber beim Suchen und Finden der archivalischen Quellen.

Dank des Entgegenkommens von David von Rütte, seiner Schwester Helene Elsässer-von Rütte und ihrem Neffen, dem Historiker Hans von Rütte, eröffnete sich die Möglichkeit, ursprünglich nur zur Verwendung im Familienkreis vorgesehene autobiografische Texte ihres Vaters Pfarrer Hans von Rütte und ihres Bruders Pfarrer Andreas von Rütte einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Zusammen mit dem publizierten Text seines Studienkollegen, des Pfarrers und Schriftstellers Kurt Marti, erfahren heutige Leserinnen und Leser, was die Herren – aus grosser zeitlicher Distanz natürlich – an ihrer jeweiligen Studienzeit in schwieriger Zeit als erinnerungswürdig angesehen haben. In Pfarrer Hans von Rüttes Lebenserinnerungen findet auch seine ehemalige Vikarin Hanni Lindt-Loosli ihren Platz, die sich ihrerseits in ihrem sehr informativen Buch zur Geschichte der Berner Pfarrerinnen an dieses Vikariat erinnert.

Damit ein Buch es auf den Markt schafft, braucht es nicht nur die Arbeit am Text, es braucht auch einen Verlag, der es herausbringt. Der Theologische Verlag Zürich zeigte sich bereit, das Werk in sein Verlagsprogramm aufzunehmen. Mit grosser Geduld widmete sich Lisa Briner Schönberger den verschiedenen Etappen der Buchentstehung, angefangen bei der Umschlaggestaltung bis hin zur druckfertigen Gestalt des Textes mit all den technischen Klippen, die dabei zu umschiffen sind.

Autor und Autorin wissen es zu schätzen, dass die Theologische Fakultät Bern nicht nur bereit war, ihre Geschichte aufarbeiten zu lassen, ohne dieser Aufarbeitung irgendwelche Rahmenbedingungen zu setzen, sondern auch, die daraus hervorgegangene Publikation finanziell zu unterstützen.

Last but not least: Die Publikation eines Buches kostet Geld, wissenschaftliche Veröffentlichungen tragen sich nicht selbst. Autor und Autorin und die Mitglieder der Kommission sind folgenden Institutionen zu Dank verpflichtet, die im Vertrauen darauf, dass das Werk seine Aufgabe erfülle, die notwendigen Druckkostenzuschüsse gesprochen haben:

Alumni-Verein der Theologischen Fakultät Bern

Bürgergemeinde Bern

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Louis und Eugène Michaud-Fonds des Instituts für Christkatholische Theologie
der Universität Bern

Theologische Fakultät Bern

Benedikt Bietenhard

Einleitung

Es braucht kaum betont zu werden, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, die Geschichte theologischer Fakultäten zu schreiben. Welche dieser Möglichkeiten man aber wählt, hängt zum einen vom Quellenbestand, zum anderen aber von der fachlichen Kompetenz des Verfassers oder der Verfasserin ab.

So kann es durchaus sinn- und reizvoll sein, den Fokus auf die theologische Arbeit der an den Fakultäten lehrenden Professorinnen und Professoren zu richten, ihre Publikationen zu referieren und dabei den Wandel von Theologie zu dokumentieren und zu reflektieren. Der Verfasser und die Verfasserin dieser Studie zogen es aber vor, bei der Darstellung der beiden theologischen Fakultäten der Universität Bern einen anderen Blickwinkel zu wählen.

Bereits bei der Lektüre von Standardwerken zur bernischen Kirchengeschichte, zum Beispiel derjenigen Kurt Guggisbergs, wie noch viel mehr bei der Durchsicht der Protokolle vor allem der Evangelisch-theologischen Fakultät, zeigt sich eindrücklich, in welchem Ausmass die bernische Universitätstheologie über einen langen Zeitraum von staatlicher Beeinflussung geprägt wurde und wie stark sich die dort wirkenden und ausgebildeten Theologen dem neuen Staat von 1831 verpflichtet fühlten. Dieses phasenweise leidenschaftlich anmutende Interesse – es manifestierte sich noch einmal aus Anlass der Gründung der Christkatholisch-theologischen Fakultät – lud geradezu ein, die Geschichte dieser Institutionen von ihren politischen Aspekten her anzugehen, immer im Wissen darum, dass dies nur eine von verschiedenen legitimen Herangehensweisen sein kann.

Wie dies bei allen solchen Unternehmungen der Fall ist, steht auch das hier vorgelegte Werk auf den Schultern wichtiger Vorgänger. Neben den bereits genannten Büchern Kurt Guggisbergs sind besonders zu erwähnen die Publikationen seines Nach-Nachfolgers Rudolf Dellsperger und die dreibändige Geschichte des Kantons Bern von Beat Junker. Nach wie vor wichtig ist die Universitätsgeschichte des Altmeisters der bernischen Geschichtsschreibung, Richard Feller, zum Hundertjahrjubiläum der Universität Bern. Nicht nur ist ihre Lektüre ein Genuss, sondern sie verfolgt die Entwicklung der Hochschule nach Fakultäten geordnet, was die Arbeit an einer aus grösserer zeitlicher Distanz geschriebenen Fakultätsgeschichte wesentlich erleichtert. Grundlegend für das Thema Frauen in Theologiestudium und Pfarramt wurde das Buch «Von der «Hülfсарbeiterin» zur Pfarrerin» von Hanni Lindt-Loosli. Als mächtige Stützen im Hintergrund stehen die grossen Überblicksdarstellungen zur Schweizer Geschichte. Besonders hilfreich für Autorin und Autor waren auch die vielen kleineren und grösseren Publikationen zur Geschichte der

Christkatholischen Fakultät von Urs von Arx, die den Weg in eine ihnen weitgehend unbekannte Welt kompetent erschlossen.

Ohne ein ganz besonderes Werk aber wäre diese Arbeit in der vorliegenden Form nicht möglich gewesen: Es handelt sich um die Hochschulgeschichte Berns, die zum 150-Jahr-Jubiläum von einer Arbeitsgruppe um die Historiker Ulrich Im Hof und Beatrix Mesmer im Jahre 1984 herausgegeben wurde. Sie gehört bis heute zu den massgeblichen Werken der Universitätsgeschichtsschreibung. Neben den konzis gehaltenen Überblicksdarstellungen aus der Feder von Ulrich Im Hof und Beatrix Mesmer ist besonders die immense Arbeit einer grossen Zahl junger Historikerinnen und Historikern zu erwähnen, von denen hier stellvertretend für andere Franziska Rogger, Pietro Scandola und Stephan Schmidlin genannt seien. Ihnen ist das grosse statistische und prosopografische Material zu verdanken, das in die vorliegende Studie dankbar aufgenommen und im ausführlichen Anhang weitergeführt wurde.

I. Die akademische Ausbildung der Theologen bis zum Ersten Weltkrieg

1. Die höhere Bildung im Staat Bern seit dem späten Mittelalter

1.1 Bildungsinstitutionen und Bildungsverständnis im bernischen Staat des ausgehenden Mittelalters

Der bernische Rat bemühte sich gerade in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, «den Bürgern der Stadt, zum Teil auch den Bewohnern der Landschaft und der Munizipalstädte, einzelne Bildungsstätten zugänglich zu machen, die Verbreitung der Bildung zu begünstigen», schreibt Urs Martin Zahnd in seiner Dissertation zu den bernischen Bildungsverhältnissen im ausgehenden Mittelalter.¹ Für die Stadt war aber die Bildung nie Selbstzweck, sondern diente einerseits dem Ruhme der Stadt und andererseits der diplomatischen und verwaltungstechnischen Ausbildung des Politikers. Diese Ausrichtung der Bildungspolitik auf den «Stadtnutzen» hatte aber nach Zahnd den negativen Effekt einer Einschränkung der angewandten Bildungsformen auf das Metier des Politikers, während Ausbildungsmöglichkeiten im kaufmännischen Bereich keine Beachtung fanden.

Im Zentrum der Bildungsbemühungen des Rates stand die *Lateinschule* als eigentliche Stadtschule, weniger bedeutend waren die Schulen des Dominikaner- und des Franziskanerklosters sowie des Chorherrenstiftes zu St. Vinzenz. Als älteste Schule auf Stadtboden stand die Lateinschule «auch nie in Konkurrenz mit einer bereits bestehenden kirchlichen Anstalt, und der Rat musste sich nie mit dem Widerstand der zuständigen kirchlichen Gremien auseinandersetzen».² Die Stadt konnte also seit den Anfängen Ausrichtung, Besetzung und Form der Schule massgeblich beeinflussen.

Grosse Bedeutung mass die Stadt der Universitätsbildung ihrer Schulmeister zu. Da Bern keine eigene Universität besass, musste sich der Rat darum bemühen, an bereits bestehenden Universitäten, die bis Ende des 15. Jahrhunderts alle ausserhalb der Eidgenossenschaft lagen, Studienplätze zu erhalten. Seit dem 13. Jahrhundert lassen sich Berner Studenten an europäischen Universitäten nachweisen, so zum Beispiel in Bologna. In den Vordergrund rückten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Paris und Basel, das mit seinem Beitritt zur Eidgenossenschaft im Jahre 1501 zur ersten Schweizer Universität wurde.

Bildungsmöglichkeiten existierten zwar auch auf dem Land, wenn auch in sehr eingeschränktem Mass, gab es doch dort keine ständigen Schulen. Durchziehende

1 Zahnd, *Bildungsverhältnisse*, S. 27. Die Ausführungen zu diesem Kapitel basieren auf Zahnds Werk.

2 Zahnd, *Bildungsverhältnisse*, S. 27–28.

Lese- oder Lehrmeister vermittelten gegen Entgelt elementare Kenntnisse. Einzig Munizipalstädte wie Aarberg, Burgdorf oder Thun verfügten über Lateinschulen wie die Hauptstadt Bern. Über Anzahl und Herkunft der Schüler dieser Schulen lassen sich aber aufgrund der vorhandenen Quellen keine Angaben machen.

Zusammenfassend lässt sich sagen:

1. Ziel und Ausrichtung der Bildungsbemühungen wurden im Bern des ausgehenden Mittelalters nie als Selbstzweck, als etwas Autonomes, betrachtet. «Die Bildung blieb immer auf die Erfordernisse des praktischen Lebens bezogen. Gebildet war jener Stadtbürger, dessen Fertigkeiten, Kenntnisse und Geschick den ihm gestellten Aufgaben Genüge zu leisten vermochten.»³
2. Das bernische Spätmittelalter kannte weder eine eigentliche Bildungstheorie noch eine eigene Bildungspolitik, trotz des energischen Einsatzes des städtischen Rates für die Schaffung und den Erhalt von Bildungsmöglichkeiten. Zu diesen gehörte nicht nur die Unterbringung an Universitäten verbündeter Mächte, sondern ebenso diejenige als Pagen an verschiedenen Fürstenhöfen. Letzteres beschränkte sich natürlich auf die Sprösslinge stadtbernischer Ratsfamilien.
3. Die grundlegenden Bildungsangebote, kulminierend in den Lateinschulen der bernischen Städte und Stifte, standen grundsätzlich allen offen und wurden von Vertretern aller Stände und jeglicher Herkunft besucht, waren also auch in der Hauptstadt nicht der Aristokratie vorbehalten. Die kaufmännische Ausbildung hingegen beschränkte sich auf den Dienst in einem kaufmännischen Kontor, der an eine schulische Grundausbildung anschloss.
4. Quellenmässig lassen sich etwa 250 bernische Studenten an den Universitäten des Spätmittelalters fassen. Zwei Drittel von ihnen kamen aus der Hauptstadt, nur ein Drittel aus der Landschaft. Der grösste Teil dieser Studenten war geistlichen Standes, da ihre Ausbildung ja durch die Kirche finanziert war, und nur jeder fünfte verliess die Universität mit einer Graduierung. Laien als Studenten sind erst seit den Universitätsgründungen in Oberdeutschland nachweisbar, insbesondere seit der Eröffnung der Universität Basel. Sie stammten mehrheitlich aus den Ratsgeschlechtern und bildeten die Minderheit unter den bernischen Universitätsbesuchern.
5. Charakteristisch für die bernischen Bildungsverhältnisse im ausgehenden 15. Jahrhundert war nach Urs Martin Zahnd die «konsequente Ausrichtung aller mit der Bildung zusammenhängenden Fragen auf die politische Entwicklung und Stellung der Stadt».⁴ Die Absolvierung bestimmter Bildungswege mit den durch sie erworbenen Bildungsattributen diente nicht nur der Befähigung zum Dienst am Staat, sondern war auch in besonderem Mass Statussymbol,

3 Zahnd, *Bildungsverhältnisse*, S. 217. Dort S. 218–226 auch die weiteren Angaben.

4 Zahnd, *Bildungsverhältnisse*, S. 225.

auch wenn die an Höfen und Universitäten erworbene Bildung immer vorrangig auf das Wirken im Staatsdienst bezogen blieb. Für die nahe Zukunft, die in Glaubensfragen eine grundlegende Neuorientierung mit sich brachte, bedeutete dies zwangsläufig, dass der Berner Rat die Bildung gerade auf der dritten Ebene in die Hand nehmen musste.

1.2 Bern als Hochschulstandort: Die Hohe Schule 1528–1805

Mit der Einführung der Reformation in Bern im Jahre 1528 stellte sich die Frage der Bildungsinstitutionen in Stadt und Landschaft Bern insofern neu, als man nun die Ausbildung der Geistlichen nicht mehr an Universitäten im Ausland delegieren und ihre Finanzierung der Kirche anheimstellen konnte.⁵ Als die Räte den Reformationsbeschluss gefasst hatten, schritten sie zur Tat und gründeten bereits im Februar eine Schule auf akademischem Niveau, die sogenannte Hohe Schule. Zürich war mit der Schaffung der «Prophezei» vorangegangen, diesem Modell folgte Bern. Den Lehrkörper bildeten zunächst zwei, ab 1548 dann drei Professuren für die Fächer Biblische Sprachen (Hebräisch und Griechisch), für Theologie und für «Artes», «Oratorie» oder «Philosophie», was Ulrich Im Hof umschreibt mit «allgemeinem Grundwissen anhand lateinisch-klassischer Literatur, nicht ohne mathematisch-naturwissenschaftliche Ergänzungen».⁶ Als Hochschulgebäude diente das in den Dreissigerjahren umgebaute Barfüsser-(Franziskaner-)Kloster, in dem sich auch das Alumnat befand, welches etwa zwanzig auswärtigen Studenten Unterkunft bot.⁷ Bedürftige Studenten wurden alimentiert durch den «Mushafen», der das «Spendbrot» des späten Mittelalters ablöste. Die Hohe Schule war eine «schola publica» oder «frye offne Schuel», also eine Lehranstalt, deren Vorlesungen öffentlich waren.

Die Hohe Schule, das «Parfüssen Collegium», basierte auf der jetzt «Untere Schule» genannten Lateinschule der Hauptstadt und den Lateinschulen der Municipalstädte von Aarau, Brugg, Burgdorf, Thun und Zofingen. Sie vermittelten die für die Hohe Schule nötigen Grundkenntnisse, waren aber Schulen der gesamten Bürgerschaft und nicht nur auf zukünftige Theologen ausgerichtet. Nicht vergessen darf man dabei, dass Bern, wie die vier anderen reformierten Hochschulstandorte (Basel, Zürich, Lausanne und Genf), nicht nur eine neue reformierte Pfarrerschaft

5 Die Darstellung folgt hier Im Hof, Hohe Schule, S. 25–44. Grundlegend auch Braun-Bucher, Die Hohen Schulen, S. 274–280; Baeriswyl, Franziskanerkloster, S. 227–280.

6 Im Hof, Hohe Schule, S. 26.

7 Dieses Gebäude diente der Hohen Schule, später der Akademie und schliesslich der neuen Hochschule bis zum Universitätsneubau von 1902/03 als Standort. Heute steht dort das Casino.



Hohe Schule, Ostflügel: Von 1528 bis 1903 Standort für Hohe Schule, Akademie und Universität

heranzubilden hatte, sondern dass man zunächst die alte, katholische Geistlichkeit umschulen musste.

Nach der Eroberung der Waadt durch Bern im Jahre 1536 errichteten die neuen Herren in Lausanne ebenfalls eine Haute Ecole nach bernischem Vorbild, deren Grundlage dort die waadtländischen Collèges (Lateinschulen) bildeten. Der Hochschulstandort Bern verfügte bis zum Ende des Ancien Régime als einziger in der Eidgenossenschaft über zwei Hohe Schulen. Zwischen 1525 und 1559 entwickelte sich damit von Zürich über Bern und Lausanne bis Genf ein neuer Hochschultypus, der in der ganzen reformierten Welt prägend wirken sollte.⁸

Nach Ulrich Im Hof unterschieden sich diese Schulen vom traditionellen Universitätstypus durch folgende Merkmale:

- «1. Die einheitlich, straff und konsequent aufgebaute Bildung von elementarer Lateinschule an bis zum Abschluss der akademischen, beziehungsweise theologischen Studien.
2. Die Verbindung akademischer Bildung mit einer bestimmten erzieherischen Disziplin.
3. Die Ausrichtung der akademischen Bildung auf ein festes Berufsziel, das heisst das Pfarramt.
4. Die besondere Pflege der evangelischen Wissenschaften, das heisst der griechischen und hebräischen Sprache.

8 Im Hof, Hohe Schule, S. 28.

5. Die Möglichkeit für die betreffenden städtischen Bürgerschaften zur intellektuellen Bildung im heimischen Bereich.
6. Die Verankerung der Hohen Schule in der christlichen Republik, in welcher der Dualismus Staat/Kirche beziehungsweise Geistlichkeit/Laien aufgehoben ist.»⁹

Gerade dieser letztgenannte Punkt sollte in den Anfängen der Hohen Schule bedeutsam werden. Die aus Zürich nach Bern entsandten Mitstreiter Zwingli, Kaspar Grossmann/Megander und Johannes Müller aus Rellikon/Rhellicanus, hatten dem Berner Reformator Berchtold Haller tatkräftig geholfen, der Reformation in Bern im Sinne Zwingli zum Durchbruch zu verhelfen. Als sie nach Zürich zurückkehrten, wurden mit Simon Sulzer und Thomas Grynäus zwei Theologen an die Schule berufen, die dem Luthertum zuneigten. Als im von Grynäus geleiteten Alumnat die zwinglianisch ausgerichtete Minderheit gegen die lutherische Mehrheit aufmuckte, griff der Rat zu ihren Gunsten ein. Schultheiss Hans Franz Nägeli, der Eroberer der Waadt im Jahre 1536, unterzog die Studenten persönlich einer dogmatischen Prüfung, die wohl im Wesentlichen auf die Frage nach dem Abendmahlsverständnis hinauslief, und musste feststellen, dass ein Grossteil von ihnen zum Luthertum neigte, was ihnen eine Gefängnisstrafe eintrug. Als Folge davon verlor Simon Sulzer, nach Richard Feller und Kurt Guggisberg der bedeutendste Berner Theologe jener Zeit, sein Lehramt (Grynäus hatte sich zuvor schon auf die Münsterkanzel zurückgezogen) und wirkte fortan in Basel. Schultheiss und Rat von Bern hatten nach langem, politisch bedingtem Zögern, ein für alle Mal klargemacht, dass sie die Ergebnisse der Disputation von 1528 nicht zu hinterfragen gedachten.¹⁰

Dieser gewaltsam durchgesetzten Lösung waren zwei äusserst turbulente Jahrzehnte vorausgegangen, in denen die bernische Regierung an verschiedenen Fronten gefordert war. Die Ereignisse dieser Formationsphase der konfessionell gespaltenen Eidgenossenschaft sind im Rahmen der hier vorgelegten Skizze nicht zu schildern.¹¹ Im Hinblick auf die Hochschulpolitik des Berner Rates ist jedoch auf eine These des Historikers Peter Bierbrauer kurz einzugehen.¹² Sie lässt sich dabei nahtlos an die Feststellungen von Urs Zahnd zum Spätmittelalter anfügen. Bierbrauer thematisiert in seiner Dissertation die Konflikte zwischen den auf ihre Freiheiten bedachten bernischen Untertanen und der bernischen Regierung, die ihre Landesherrschaft auszubauen gedachte und sich dazu der Reformation bediente. Dabei sei die Ursache des Zusammenstosses von Obrigkeit und Untertanengebiete-

9 Im Hof, Hohe Schule, S. 28–29.

10 Zur Auseinandersetzung mit der lutherischen Richtung siehe ausführlich Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 204–212, dort auch zum Unterricht in der Unteren Schule, S. 167–168; Feller, Geschichte Berns, S. 267.

11 Zum Ganzen siehe Vischer u. a., Ökumenische Kirchengeschichte, S. 103–134 und 135–147.

12 Bierbrauer, Freiheit und Gemeinde, S. 279–285.



Lateinschule Bern

ten nicht die Reformation gewesen, «sondern die Tatsache, dass eine durch den gegebenen Verfassungsrahmen beengte Obrigkeit die Dynamik des reformatorischen Prozesses zu nutzen suchte, um die Schranken auf dem Weg zu territorialstaatlicher Machtintensivierung einzureissen und den Bereich staatlichen Handelns auszuweiten».¹³ Den Beweis für diese These sieht Bierbrauer bereits im Verlauf der städtischen Reformationsgeschichte: «Die politisch-administrativen Schritte zur Verstaatlichung der Kirche eilten der förmlichen Anerkennung der theologisch-dogmatischen Grundposition der neuen Lehre in den Jahren 1523 und 1528 stets weit voraus, sie erfolgten also, ohne dass sie bereits immanent zu rechtfertigen gewesen wären.»¹⁴ Damit habe die bernische Obrigkeit die Reformation so offensichtlich zu staatlichen Zwecken ausgebeutet, dass sie damit das Misstrauen der Untertanen geweckt und die Chance einer intellektuellen Auseinandersetzung mit der neuen Lehre und zu ihrer Aneignung in der ländlichen Gesellschaft vertan habe. Im Lichte dieser Erkenntnis wird so deutlich, dass des Berner Schultheissen Dogmatikprüfung nicht primär theologisch, sondern politisch motiviert war. Nach

13 Bierbrauer, Freiheit und Gemeinde, S. 280.

14 Bierbrauer, Freiheit und Gemeinde, S. 280.

dem Tod Luthers (1546) und dem verlorenen Schmalkaldischen Krieg (1546–47) befand sich der deutsche Protestantismus in der Defensive, während sich Bern und Zürich wieder annäherten. Berns Regierung, obwohl von Anfang an zwinglianisch ausgerichtet, konnte und wollte sich ein Lavieren zwischen Luther und Zwingli nicht mehr leisten. Bullinger und Calvin, die zwei Grossen der zweiten Reformatorengeneration, fanden zusammen und begründeten mit Unterstützung des politischen Machtzentrums Bern eine Reformationslandschaft spezifisch schweizerischer Prägung.

Zu einer solchen gehörte nun im Besonderen, dass die Schweizer Reformatoren nicht bereit waren, ihre Vorstellung von höherer Bildung an das überkommene Universitätsmodell anzupassen. Im Unterschied zu diesem hatten die Hohen Schulen keinen Sonderstatus, keine eigene Gerichtsbarkeit, keine Privilegien und auch kein akademisches Zeremoniell. (Der letzte Punkt wurde übrigens erst in den Dreissigerjahren des 20. Jahrhunderts plötzlich als Mangel empfunden.) Die Aufgabe der neuen Hochschulen war nicht, Akademiker auszubilden, die auch international Anstellungen finden mussten, sondern sie sollten als Träger des intellektuellen Lebens der Republik primär Pfarrer heranziehen. Die Pfarrer wurden in den folgenden Jahrzehnten überdies zu Vertretern der Obrigkeit in den Kirchgemeinden herangezogen. Sie verlasen von der Kanzel die obrigkeitlichen Mandate, fungierten als Schreiber der Chorgerichte (Sittengerichte unter der Leitung des Landvogtes), führten die Zivilstandsregister, prüften die (primär ökonomisch definierte) Ehe-tauglichkeit heiratswilliger Paare und beaufsichtigten den lokalen Schulunterricht.

Ulrich Im Hof bezeichnet die neue Ausbildungsstätte, in Bezug auf das Ausbildungsniveau, als Theologische Fakultät, obwohl korrekt gesprochen dieser Begriff eben eigentlich zur Universität gehörte. Die Hohe Schule in Bern bildete zusammen mit der Haute Ecole von Lausanne die höchste Bildungseinrichtung von Stadt und Landschaft Bern, die sie mit den für die rund 200 Pfarrämter notwendigen Pfarrern zu versorgen hatte. Es lässt sich unschwer erkennen, dass die der neuen Institution anvertraute Aufgabe nahtlos an das für das spätmittelalterliche Bern von Zahnd herausgearbeitete Bildungsverständnis anknüpfen konnte. Die Erfordernisse einer neuen, reformierten Kirche fanden ihre Entsprechung im Pragmatismus einer städtischen Republik.

Die Grundstrukturen waren damit definiert und blieben bis weit ins 18. Jahrhundert weitgehend unverändert. Einzig die Zahl der Professoren wurde durch die Trennung von Hebräisch und Griechisch von drei auf vier erhöht, da die Belastung durch Ausbildung und Führung des Alumnats die drei Professoren überlastete. Weiterhin bildeten die Untere Schule und die Obere Schule eine Einheit, was auch darin zum Ausdruck kam, dass die Untere, also die Lateinschule, in unmittelbarer Nachbarschaft der Hohen Schule einen Neubau beziehen konnte.¹⁵

15 Abbildungen dazu bei Im Hof, Hohe Schule, S. 36

Wie hat man sich den Unterricht an der neuen Hochschule vorzustellen? Die von Zürich der neuen Hohen Schule zur Verfügung gestellten Lehrer Kaspar Megander, Johannes Rellikan und Sebastian Hofmeister (dieser nur kurze Zeit) begannen im Mai 1528 ihre «lectiones publicas» nach dem Vorbild der Zürcher Prophezei.¹⁶ Jeweils dienstags und donnerstags wurde, zunächst im Chorherrenstift und Chor des Münsters, eine alttestamentliche Bibelstelle zuerst lateinisch, dann aus der griechischen Septuaginta und zuletzt im hebräischen Urtext vorgelesen. Dann folgten ein Textvergleich, eine Übersetzung ins Deutsche und eine praktische Auslegung. So verband man Interpretation und Homiletik miteinander. Mit dem Neuen Testament verfuhr man in ähnlicher Weise. Mit andern Worten: Die Professuren für Hebräisch (Megander) und Griechisch (Rellikan) waren Vorläuferinnen der späteren Lehrstühle für Altes und Neues Testament. Ab Mitte Juni 1535 fanden dann die Lektionen im Westteil des Barfüsserklosters statt, von dem die Hohe Schule Berns ihren Namen «Kollegium zu Barfüssen» erhielt.

Die Schule unterstand dem Kleinen und Grossen Rat der Republik Bern, die ihre Kompetenz in ein gemischtes Kollegium von «Schulherren» auslagerte. Zu diesen gehörten Mitglieder des Rates, Stadtpfarrer und die Professoren. Wichtig war die Verbindung zu den Stadtpfarrern, insbesondere zum Münsterpfarrer, der gleichzeitig Dekan des Bern-Kapitels und damit geistliches Oberhaupt des Kantons war. Kaspar Grossmann/Megander als erster Professor amtierte gleichzeitig auch als Münsterpfarrer. Dies erklärt auch, warum bis ins 18. Jahrhundert der Wechsel von einer Professur an der Hohen Schule in ein Stadtpfarramt als Karriereschritt angestrebt wurde. Dass im 19. und 20. Jahrhundert nur einmal ein Münsterpfarrer ordentlicher Theologieprofessor wurde (Wilhelm Hadorn), lässt sich als Nachklang dieser traditionellen Rangfolge deuten.

Zu den besonderen Merkmalen der neuen Bildungsinstitution Hohe Schule gehörte gemäss Ulrich Im Hof auch die Verbindung von akademischer Bildung mit erzieherischer Disziplin. Die Etablierung des neuen theologischen Paradigmas erforderte eine Begründung für die Distanzierung von den Freiheiten der mittelalterlichen Universitäten. Kaspar Grossmann/Megander lieferte dazu das argumentative Muster, indem er in einem Bibelkommentar Klöster und Universitäten als Hurenhäuser titulierte, die durch Wiederherstellung der ursprünglichen Zustände zu Schulen werden müssen. Die in den folgenden Jahrhunderten immer wieder erneuerten Schulordnungen zeugen vom nicht nachlassenden Bemühen der bernischen Obrigkeit, ihren Pfarrernachwuchs als würdige Vertreter einer übergeordneten reformatorischen Sozialdisziplinierung in ihre Kirchen zu entlassen.

Mit der Schulordnung von 1548 war die Aufbauphase der neuen Hohen Schule abgeschlossen. In den vergangenen zwei Jahrzehnten hatte die bernische Obrigkeit

16 Das Folgende nach Guggisberg, Kirchengeschichte S. 166–167. Zum Unterricht an der Zürcher Prophezei siehe Schmid, Theologische Fakultät Zürich, S. 18–19.

Bemerkenswertes zustande gebracht. Sie hatte die theologischen Inputs aus Zürich konsequent umgesetzt und gegen lutheranische Versuchungen verteidigt, war nach den beträchtlichen Irritationen über Zürichs Kappeler Abenteuer wieder mit diesem zusammengekommen und hatte nicht zuletzt der Reformation eidgenössischer Machart durch ihr Ausgreifen nach Westen und den Schutz Genfs ein einheitliches Gesicht und eine globale Perspektive verschafft.

Im nun beginnenden Zeitalter der *theologischen Orthodoxie* (1548–1676), das diese Aufbauphase ablöste, festigten sich die zuvor entwickelten Formen des Unterrichts. Dieser formalisierte sich in starkem Masse durch eine Häufung von Vorschriften. Aufnahme- und Zwischenprüfungen, Kontrollen, Disputationen, Deklamationen und Probepredigten hielten die zukünftigen Prädikanten auf Trab. Sie waren gehalten, in den Vorlesungen und untereinander lateinisch zu reden, was der humanistischen Tradition des Zwinglianismus durchaus entsprach.

Die Dozenten waren, den Neuerungsphasen von 1805 und 1834 nicht unähnlich, zunächst Auswärtige. Der erste Dozent aus der eigenen Schule war Benedikt Marti/Aretius. Ab 1634 befanden sich keine Ausländer mehr im Kollegium, das ab 1663 nur mehr aus bernischen Eigengewächsen zusammengesetzt war. Während im 16. Jahrhundert noch Vertreter der Landschaft im Dozentenstab vertreten waren, schloss sich dieser seit dem 17. Jahrhundert von ihr ab, die Stadtberner blieben fortan unter sich. Drei Viertel der späteren Professoren besuchten nicht nur die Hohe Schule in Bern, sondern studierten auch auswärts, vor allem natürlich in Basel, dann zuerst in Strassburg, später in Heidelberg und Marburg. Im Hof zufolge scheint die Berufung von Hermann Dürholz/Lignaridus auf die theologische Professur im Jahre 1598 von besonderer Wirkung gewesen zu sein. Er hatte in Genf studiert und war dort auch Professor geworden. Dies sicherte den Durchbruch des Calvinismus und stellte den staatskirchlichen Monopolanspruch auch theologisch sicher: «Es herrschte Ordnung und Ruhe [...]. Man bildete solide Pfarrer in diesem Geiste aus, Pfarrer des rechten Glaubens der festgebauten starken Republik; dies sowohl an der Hohen Schule zu Bern wie zu Lausanne, wo man gelegentlich zum Rechten zu sehen hatte.»¹⁷ Die Schattenseite dieser orthodoxen Ordnung zeigte sich in der Behandlung der religiösen Dissidentinnen und Dissidenten (Täufer und Pietisten).

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam Bewegung in die überschaubare Berner Hochschullandschaft. Zunächst baute man in den Jahren 1678–1684 das Kloster um in einen barocken Hufeisenbau, der hundert Jahre später noch einmal umgebaut und durch einen Bibliotheksneubau ergänzt wurde. Das Zeitalter der Aufklärung hatte begonnen und forderte seinen Tribut zunächst einmal in der Vermehrung der Lehrstühle, die bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf insgesamt acht Professuren erweitert wurden. Bedeutsamer noch war, dass diese Vermehrung nicht der Theologie zugutekam – sie erhielt nur 1686 eine zusätzliche Professur –, son-

17 Im Hof, Hohe Schule, S. 35.

ndern andern Fächern, die nun auch «weltliche» Studien ermöglichten.¹⁸ Die Philosophie wurde durch das Fach Eloquenz ergänzt, nach einem kurzen Gastspiel am Ende des 17. Jahrhunderts wurde 1718 die Jurisprudenz definitiv zum selbstständigen Studienfach, 1736 gefolgt vom Fach Mathematik und Naturwissenschaft, das 1749 eine ordentliche Professur erhielt. Mit diesen Weiterungen hatte Bern nachvollzogen, was an andern Hohen Schulen der Schweiz schon Brauch war.¹⁹ Damit hatte es sich aber mit der Anpassung an die Aufklärung. Dogmatische Abweichungen wurden vom Rat nach wie vor rigoros sanktioniert, wie die Lausanner Haute Ecole anlässlich eines Streits um die Konsensusformel um 1720 erfahren musste.²⁰

Die Dozenten durchliefen bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts immer noch einen «cursus honorum» über Philosophie, Griechisch, Hebräisch, erste und zweite Theologie. Zuerst standen die Professoren der Eloquenz, des Rechts und der Mathematik. Da diese Fächer nicht von Theologen erteilt wurden, konnten ihre Lehrer nicht nachrücken und hatten kein Anrecht auf eine Amtswohnung.

Entlohnt wurden die Professoren immer noch teilweise in Naturalien: Dinkel, Hafer, Wein, Holz, Torf, ferner Senf, Kommunionbrot und Birnen. Hier setzte sich eine Gleichbehandlung aller Professuren durch und die Gehälter glichen sich denjenigen der Stadtpfarrer an, so dass der Wechsel an ein Stadtpfarramt für den Dozenten der Hohen Schule nicht mehr unbedingt einen Karriereschritt bedeutete wie im 16. und 17. Jahrhundert.

Noch verlief der Studiengang in etwa in den Strukturen des 16. Jahrhunderts. Im Alter von 15 Jahren trat der zukünftige Theologe in einer «Promotio ad Lectiones» in die Hohe Schule ein. Dort besuchte er zuerst zwei Jahre lang Eloquenz, eine vertiefte lateinische Grundausbildung in Geografie, Geschichte, Naturgeschichte, Mathematik und Katechisation. Dann folgten drei Jahre «untere Theologie» mit Philosophieunterricht in Logik, Physik und Metaphysik. Mit bestandenem Examen stieg man in die «obere Theologie» auf, wo man sich drei weitere Jahre mit Exegese, Kirchengeschichte, Ethik, Hebräisch, Griechisch, Katechetik für den zukünftigen kirchlichen Unterricht und mit «Singkunst» zu beschäftigen hatte. Das Studium wurde abgeschlossen mit dem «Examen vitae» (Prüfung des persönlichen Lebenswandels) und dem «Examen doctrinae» (wissenschaftliches Examen). Hatte man

18 Zur Struktur der Hohen Schule siehe Braun-Bucher, Die Hohen Schulen, S. 274–280, dort S. 275 die Organisation der Lehrstühle 1528–1676. Eine grafische Übersicht über die Lehrstühle 1528–1805 bei Im Hof, Hohe Schule, S. 37.

19 Zum Stand des bernischen Unterrichtswesens grundlegend: Holenstein, Berns goldene Zeit. Dort das Kapitel «Niedere, Lateinische und Hohe Schulen» mit den Beiträgen von Schmidt, Niedere Schulen, S. 266–269, und Braun-Bucher, Lateinische und Hohe Schulen, S. 272–277. Thematisch übergreifend im gleichen Band Dellsperger, Kirche und Staat, S. 242–247, sowie Stuber, Orthodoxie und Aufklärung, S. 247–251.

20 Zu den Einzelheiten siehe Stuber, Orthodoxie und Aufklärung, S. 248–250.

diese erfolgreich bestanden, wurde man mit etwa 25 Jahren «Candidatus Sancti Ministerii» und damit für ein geistliches Amt wählbar. Nach wie vor blieb die Disziplin straff geregelt. Alumnat, Mushafen und weitere Stipendien standen als soziale Einrichtungen vor allem den städtischen Studenten zur Verfügung, wobei gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Mushafen von einer Unterstützung in Naturalien in eine finanzielle umgewandelt wurde. Stipendien kamen auch ungarischen und waldensischen Studenten zugute.

Die Schulordnung von 1676 ordnete das Verhältnis von Hoher Schule und Republik neu. Sie blieb bis zum Ende des Ancien Régime in Kraft. Dem Schulrat als Aufsichtsbehörde gehörten alle Professoren und die zwei Stadtgeistlichen an. Ihm unterstand auch der sogenannte «Coetus», die gleich zusammengesetzte Behörde der Hohen Schule von Lausanne. Für den Bedarf der beiden Schulen in Bern gab es den «unteren Schulrat», in welchem die Professoren, der Gymnasiarch und die beiden Stadtpfarrer sassen. Dort führte einer der Professoren als «Rektor» den Vorsitz.

Die einheimischen Professoren wurden alle in Bern ausgebildet. Die meisten von ihnen ergänzten ihre Ausbildung durch Studien- und Bildungsreisen. Neben den traditionellen Aufenthalten in Basel, Lausanne und Genf sind weitere Studien belegt an den Hugenottenschulen von Saumur, Montauban, Puylaurens und Sedan. In den Niederlanden besuchten die Berner Franeker, Groningen, Utrecht und Leyden, in Deutschland Heidelberg und Marburg. Später kamen Göttingen und Halle dazu und im 18. Jahrhundert Universitäten in England.²¹

Es gab Berner Gelehrte, die an andern europäischen Universitäten reüssierten oder sogar Mitglieder der Royal Society oder der Berliner Akademie wurden. Nicht zum Ruhm gereicht der Berner Hohen Schule, dass Albrecht von Haller sich zweimal vergeblich um eine Professur bewarb. Die Hohe Schule von Bern genoss aber wie diejenige von Zürich einen guten Ruf.²²

Weitere Neuerungen erfuhr das bernische Unterrichtswesen gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Die Untere Schule wurde ab Ende der Siebzigerjahre in eine allgemein zugängliche «Literarschule» mit anschliessendem «Gymnasium academicum» umgestaltet. Parallel dazu entstand eine «Kunstschule», die nun endlich auch zukünftige Kaufleute, Handwerker, Gewerbetreibende, Künstler und Offiziere in Gestalt einer Realschule ausbildete, um so den nicht akademischen, technischen Anforderungen der Zeit gerecht zu werden.

Die Gründungen eines «Politischen Instituts» im Jahre 1787 zur Ausbildung der zukünftigen Magistraten und eines «Medizinischen Instituts» 1797 kamen zu spät, um in der Hochschullandschaft des Ancien Régime noch Wirkung zu entfalten.

21 Im Hof, Hohe Schule, S. 42; S. 43–44 auch viel Interessantes zu den theologischen Strömungen innerhalb der Professorenschaft des 18. Jahrhunderts.

22 So das Urteil Isaak Iselins, das Im Hof, Hohe Schule, S. 43, zitiert.

ten. Immerhin liessen sich die damit begründeten Einrichtungen später nutzen, sollte es gelingen, sie in die Zeit nach den Wirren der Revolution hinüberzuretten.

1.3 Die Akademie von 1805

In den chaotischen Jahren der Helvetik (1798–1803) hatte Bern Glück, dass seine Schulen weitgehend erhalten blieben, was nicht zuletzt der guten Zusammenarbeit des ehemaligen Berner Theologieprofessors und helvetischen Erziehungsministers Philipp Albert Stapfer und seines Lehrers Johann Samuel Ith zu verdanken war. Trotz grosser finanzieller Schwierigkeiten konnten die Professoren den Studienbetrieb weiterführen. Dennoch sank die Studentenzahl von 120 im Jahre 1799 auf 50, nachdem sie noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts 200 betragen hatte. Nach dem Ende der Helvetik war die weitere Entwicklung völlig offen, nicht nur in Bern. Sollte man wieder zu den alten Strukturen zurück oder etwas Neues wagen?

Bern wagte als erster Kanton der Schweiz einen neuen Schritt. Ihm folgten in den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts Genf und Lausanne. Die neue, Akademie genannte Institution umfasste nach dem napoleonischen Vorbild der Ecoles Spéciales vier getrennte Fakultäten, Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophische Fakultät, anstelle der vorrevolutionären, von der Theologie dominierten Bildungsanstalt. Die Einheit wurde durch eine gemeinsame Aufsichtsbehörde sichergestellt. Der Bestand an Lehrstühlen wurde von acht auf sechzehn verdoppelt, es gab ordentliche und ausserordentliche Professuren und als Neuerung Dozenten ohne Professorenrang, wie zum Beispiel Auguste Schaffter als Privatdozent für Praktische Theologie in französischer Sprache. Noch hatte die neue Akademie keine Autonomie, sie blieb Staatsschule und verzichtete auf die Verleihung von Doktoraten.²³ Jede Fakultät hatte ihren Dekan, doch waren die Professoren nicht mehr in der Kuratel, einer dreiköpfigen Aufsichtskommission, vertreten, die zwei Kuratoren unter der Leitung eines «Kanzlers» umfasste. Dieser war Rektor und Inspektor der Akademie und dem Kleinen Rat verantwortlich, dem er angehörte.²⁴

Die Professorenschaft liess sich nur teilweise aus einheimischem Personal rekrutieren, und so kamen zwischen 1805 und 1830 ein Dutzend Deutsche an die Berner Akademie, die meisten aus Süddeutschland. Damit war Bern «der erste Kanton, der jene Öffnung nach Deutschland vollzog, die fortan die deutschschweizerischen Hochschulen prägen sollte».²⁵

23 Zum Charakter der Akademie als «Schöpfung im Geist der napoleonischen Hochschulreform» vgl. Im Hof, Hohe Schule, S. 47.

24 Dieses mächtige Amt versah bis 1830 Abraham Friedrich von Mutach. Im Hof, Hohe Schule, S. 48.

25 Im Hof, Hohe Schule, S. 49.

Noch dominierte in der Hierarchie die Theologische Fakultät, ihre Professoren waren am besten bezahlt, «und ihre Studenten bildeten nach wie vor einen mehr oder weniger geschlossenen Korpus mit strenger Disziplin. Stipendien gab es nur für sie. Das Pfarramt war der intellektuell anspruchsvollste Beruf geblieben, und es öffnete die Wege nicht nur in die Kirche, sondern auch ins Erziehungswesen.»²⁶ Mit der Tradition des Lateins als Vorlesungssprache hatte man allerdings schon in der Helvetik weitgehend gebrochen, die Philosophische Fakultät bildete den soliden Unterbau für Theologie und Medizin. Studierende der Theologie mussten zuerst die Philosophische Fakultät besucht haben, weshalb sie auch «untere Theologie» genannt wurde.²⁷

An der Theologischen Fakultät wurde Didaktische Theologie inklusive Kirchengeschichte, Homiletik mit Pastoraltheologie und Kirchenrecht sowie Bibelexegese mit Hebräisch gelesen. Die Studenten unterstanden einer strengen disziplinarischen Aufsicht, ihre Vorlesungsnachschriften wurden regelmässig überprüft, ihre Studienliteratur zensiert. Das Urteil des liberalen Berner Kirchenhistorikers Kurt Guggisberg über den Lehrbetrieb im Fach Theologie an der Akademie fällt wenig schmeichelhaft aus: «Die Theologieprofessoren huldigten dem rationalen Supernaturalismus. Sie waren mehr defensiv als offensiv gerichtet und geneigt zu kapitulieren und zu paktieren. Wo man ein Christentum in Geist und Kraft suchte, konnten sie nicht befriedigen, besonders da sie absichtlich die Studenten über die theologischen Kämpfe im Dunkeln liessen. Es ist begreiflich, dass die Studenten die schon gewordene triviale Aufklärung nicht mehr ernst zu nehmen vermochten.»²⁸ Die Frage, ob nach dem gewaltigen Umbruch von Aufklärung, Revolution und Fremdherrschaft überhaupt anderes möglich war, lässt sich zwar stellen, aber kaum beantworten. Einem Brief des damaligen Theologiestudenten Albert Bitzium, später bekannt unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf, entnimmt Rudolf Dellsperger immerhin die Erkenntnis, dass an der Akademie mindestens zwei Professoren und eine «stattliche Anzahl» Studenten zu den «Erweckten» zählten, denen Bitzium's Antipathie galt.²⁹ Etwas differenzierter als Guggisberg lautet das von Rudolf Dellsperger erwähnte Fazit des Berner Philosophen Johann Peter Romang aus dem Jahre 1844. Romang hatte in den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts an der Berner Akademie studiert. Er schrieb, es habe damals in Bern als Ehrensache gegolten, ein wenig Rationalist zu sein.

«Von Maasslosigkeiten, wie den Straussischen, Feuerbach'schen und Bauer'schen Büchern, hätte man sich empört zurückgezogen, aber das Hauptinteresse hatte für die

26 Im Hof, Hohe Schule, S. 50.

27 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 581.

28 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 582.

29 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 182.



Johann Peter Romang

den Pietisten Gegenüberstehenden nicht sowohl die lebendige, christliche Gemütsstimmung, als die Bildung, Aufklärung, Wissenschaft. In der Weise der neuern Bibelkritik, der rationalistischen Dogmatik und der ziemlich seichten damaligen Philosophie die Schrift und die Kirchenlehre aufzufassen, sie mit der verständigen Zeitbildung in Einklang zu bringen, sie unter den Gebildeten durch solche Thätigkeit auszuzeichnen, dies war uns Hauptsache, wobei jedoch eine eingezogene, arbeitsame, ernst sittliche, die Bildung nicht von der religiösen Grundlage trennen wollende Richtung auch bei den am meisten Rationalistischen vorherrschte. Allein das Interesse des religiösen Gedankens war stärker als dasjenige des religiösen Lebens. Die Pietisten standen uns wirklich im Ganzen an Bildung und wissenschaftlicher Strebsamkeit nach; dagegen soll man es nur gestehen, um die Frömmigkeit war es ihnen mehr zu thun, als den Anderen. Sie lasen und studierten die Bibel, um das Zeugnis von Christo, die Kraft Gottes, das ewige Leben drin zu finden, nicht um griechische oder hebräische Lesarten gegen einander abzuwägen, verschiedene Stilarten zu entdecken, und nach solchen vermeintlichen Andeutungen die heiligen Bücher kritisch zu zersetzen. Die Gebildeten fanden in Predigten und Büchern ihre hauptsächlichliche Befriedigung in dem, was als geistreiche Wendung, als wissenschaftliche Auffassung sich auszeichnete, die Pietisten in der Erregung des Gemüths. Sie waren wirklich diejenigen, welche am entschiedensten Zeugnis redeten von dem nicht in die Verstandesbildung aufgehenden Glauben [...] Ihre Frömmigkeit war nicht immer ächt; aber das Prinzip der Bildung auf der andern Seite war häufig kein anderes, als dasjenige der [...] Aufklärung.»³⁰

Dellsperger ist zuzustimmen, wenn er sagt, treffender und sachlicher könne man das «Neben- und Gegeneinander von rationalistischer und pietistischer Richtung an der Berner Akademie der zwanziger Jahre kaum beschreiben», als Romang es hier

30 Zit. nach Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 183–184.

tue.³¹ In Romangs Urteil werden die Frontlinien deutlich sichtbar, die Berns Theologie und Kirchenpolitik in den nächsten Jahrzehnten prägen sollten. Das feierlich begangene Reformationsjubiläum von 1828 vermochte für kurze Zeit die Gegensätze zu überdecken.³²

Trotz des Vorrangs der Theologie war im Staat Bern aber dank der drei anderen Fakultäten – einer juristischen, einer medizinischen und einer philosophischen – nun erstmals eine akademische Ausbildung ausserhalb des Pfarrerberufs möglich, auch wenn es gerade in der Medizin aus heutiger Sicht Professuren mit doch eher merkwürdig anmutenden Fächerkombinationen gab, wie das Beispiel von Carl Friedrich Emmert zeigt, der als promovierter Tübinger Mediziner 1806 als Ordinarius für Viehharzneiwissenschaft nach Bern geholt worden war und ab 1812 auch als Ordinarius für Geburtshilfe und Chirurgie lehrte.³³

Die Akademie zählte im Jahr 1817 178 Studenten, davon waren 74 Stadtberner, 70 Kantonsberner und 44 – als Neuheit – übrige Schweizer und Ausländer. Mit 92 Studenten bildeten die Theologen weiterhin die Mehrheit.³⁴

Das Selbstverständnis der Akademiker über ihre Akademie oszillierte zwischen denselben zwei Polen wie auch das Selbstverständnis der neu zu gründenden Hochschule nach 1834. Der Student Karl Bitzios hob in einer Rede bei der Gründung des Schweizerischen Zofingervereins 1819 den republikanischen Charakter des «Studentenstaates» und seine Verankerung im bürgerlichen Leben hervor und betonte: «Diese unsere Akademien haben ferner nicht blos den Zweck der Förderung und Verbreitung der Wissenschaft, sie haben besonders eine vorherrschend praktische Tendenz: Wir sollen tüchtige Pfarrer, geschickte Aerzte und einsichtsvolle Beamte unseres Landes werden.»³⁵ Demgegenüber legte der Theologe Karl Bernhard Wyss in seiner Prorektoratsrede 1829 das Gewicht auf eine Begriffsbestimmung, welche die Akademie in unmittelbarer Nähe zur Universität zu verorten versuchte: Die Akademie Berns ist «ihrem Wesen nach doch immer ganz das, was man sich unter einer Universität denkt, nämlich eine Anstalt, auf der nicht nur, wie auf einer Spezialschule oder einem Lyzeum, ein einzelnes Fach der Erkenntnis gelehrt, sondern der studierenden Jugend die Gesamtheit der Wissenschaften vorgeführt wird». Mit einer kleinen Spitze gegen Zürich fährt er fort: «[...] das war ja der schöne Fortschritt, den wir hier vor 24 Jahren machten, dass wir von da an nicht mehr nur ein allein stehendes Predigerseminar und ein abgesondertes Medizinisches und Politisches Institut hatten, sondern alles, was zum Studium der Wis-

31 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 184.

32 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 183–184.

33 Kommission Hochschulgeschichte, Dozenten, S. 39.

34 Im Hof, Hohe Schule, S. 53.

35 Zit. nach Im Hof, Hohe Schule, S. 54.

senschaften diene, in ein eng verbundenes, jedes einzelne begründendes und alle zusammenfassendes Ganzes vereinigt seyn sollte».³⁶ Der Berner Historiker Ulrich Im Hof würdigt «die Akademie als besondere Leistung der Restauration».³⁷

Mit dem Sieg der liberalen Bewegung im Jahre 1831 hielt auch eine grundsätzlich neue Unterrichtspolitik Einzug in den regenerierten Kantonen. In Bern bedeutete dies die Übernahme des Schulwesens in seiner Gesamtheit durch den Staat, so wie es Paragraf 12 der neuen Verfassung vorsah.³⁸ Die neue Hochschule musste «entaris-tokratisiert» und zu einer Stätte ausgebaut werden, «wo die Wissenschaft in fortschrittlichem Sinn gepflegt werden konnte».³⁹ Nicht zuletzt hatte die neue Institution die Aufgabe zu erfüllen, die Kader des neuen Staates auszubilden.

Liberales Intellektuelle wie Regierungsrat Charles Neuhaus und die vier «Schnellen» (Professor Samuel Schnell und seine Neffen Ludwig, Karl und Hans Schnell) aus Burgdorf standen hinter der Umgestaltung der Akademie zur Universität, mit der man in Bern im Februar 1832 begann.

Die liberalen Bildungspolitiker konnten sich beim Aufbau der neuen Hochschule auf die Strukturen der Akademie der Mediations- und Restaurationszeit stützen, denn im Unterschied zu anderen Hochschulstandorten, wo das höhere Schulsystem weitgehend in den vorrevolutionären Strukturen verharrete, hatte Bern nach den turbulenten Jahren der Helvetik 1804/05 eine Neuordnung seines akademischen Bildungswesens zustande gebracht.

36 Zit. nach Im Hof, *Hohe Schule*, S. 55. Prorektor war der Professor, der die Akademie präsidierte, als Rektor galt Kanzler von Mutach.

37 Im Hof, *Hohe Schule*, S. 54.

38 Im Hof, *Hohe Schule*, S. 45–57 und S. 58–61. Die wohl älteste Darstellung der Geschichte der Akademie lieferte Pfr. Otto von Greyerz, *Geschichte der Akademie in Bern*.

39 Im Hof, *Hohe Schule*, S. 58.

2. Die Evangelisch-theologische Fakultät in der neuen Hochschule, 1834–1846

Aus heutiger Sicht erstaunlich ist das forsche Tempo, mit dem die Hochschulgründer vorgingen.⁴⁰ Weder die Verfassung von 1831 noch das Übergangsgesetz aus demselben Jahr sahen eine Hochschulgründung vor, doch waren, wie gezeigt, einflussreiche Liberale seit dem Umsturz mit den Vorbereitungsarbeiten beschäftigt. Am 14. März 1834 wurde das neue Hochschulgesetz nach zwei Lesungen innert zehn Tagen im Grossen Rat behandelt und genehmigt. Dies war möglich, weil man ja dank der Akademie, anders als in Zürich, wo eine solche fehlte, funktionierende Strukturen übernehmen konnte. «Das Gesetz deklarierte zuerst den Willen des Staates, für die ‹Ausbildung und Befähigung seiner Bürger zu jedem wissenschaftlichen Berufe hinlänglich zu sorgen› sowie ‹alles dasjenige zu tun, was in seinen Kräften steht, um die Wissenschaft zu fördern.›»⁴¹ Bewusst hatte man vieles in den 69 Artikeln (davon 20 für das obere Gymnasium) nicht im Detail festgelegt, da man davon ausging, dass später Verbesserungen und Neuerungen unvermeidbar sein würden. Im Oktober folgten die Ausführungsbestimmungen zur Regelung der wichtigsten Einzelheiten. Möglicherweise gerade wegen seiner Offenheit hielt dieses Hochschulgesetz volle 120 Jahre und wurde erst 1954 durch ein neues ersetzt!⁴²

Aus Bescheidenheit gegenüber dem Kanton habe man sich, ähnlich wie Zürich, mit der Selbstbezeichnung «Hochschule» begnügt, anstatt sich «Universität» zu nennen, schreibt Ulrich Im Hof zur Symbolik der Namensgebung.⁴³ Der Begriff der Hochschule verband die neue Institution mit der Hohen Schule der vorrevolutionären Zeit, die ja streng genommen eine Fachhochschule für Pfarrer gewesen war und keine akademischen Würden verlieh. Der Begriff der Universität hingegen transzendierte sowohl das kantonale oder nationale Beschränkte wie auch den Berufsbildungsaspekt in einem Mass, an das sich bernisches Denken erst herantasten musste.⁴⁴ Unbefangen «Universität» und als solche in ihrem Vorrang gesamt eidgen-

40 Im Hof, Hohe Schule, S. 58–61.

41 Im Hof, Hohe Schule, S. 59.

42 Junker, Universitätsgründung, S. 41–52; dort S. 50 auch die folgenden drei Zitate. Vgl. zur Gründung der Universität Junker, Geschichte II, S. 86–87.

43 Im Hof, Hohe Schule, S. 61.

44 Der deutsche Agronom Wilhelm (von) Hamm, der kurze Zeit auch in der Schweiz gewirkt hat, meinte 1847/48: «Namentlich möchte der grosse Mangel einer gründlichen Gymnasialbildung die Hauptursache sein, dass die Berner Hochschule eben mehr von einer Schule hat, als von einer Universität.» Zit. nach Im Hof, Hohe Schule, S. 60.

nössisch unbestritten war wohl nur Basel, dies akzeptierten gerade die Berner Theologen auch in der liberalen Ära ohne Vorbehalt.⁴⁵

Die Hochschulgründung erregte in Berns Öffentlichkeit wenig Aufsehen, gefeiert wurde – nicht zuletzt aus Gründen der Sparsamkeit – in sehr bescheidenem Rahmen.⁴⁶

Sie wurde auch in der Theologischen Fakultät gar nicht als völliger Neubeginn empfunden, anders als man heute anzunehmen geneigt ist. So zeigt zum Beispiel der dickleibige Band mit den Fakultätsprotokollen jener Jahre keinen Reflex der Umwälzung: Auf der einen Seite findet sich der letzte Protokolleintrag der Fakultät der alten Akademie, auf der Rückseite beginnt ohne weitere Bemerkung die Protokollierung der ersten Sitzung der neuen Fakultät, die sich ja zudem personell nicht völlig erneuert hatte.⁴⁷

Dass Bern ausser für das Theologiestudium keine Maturität voraussetzte, trug ihm gelegentlich durchaus nicht unberechtigten Spott ein, denn es gab noch wenige Sekundarschulen und so mancher mit lediglich Primarschulvorbildung war bei Studienantritt überfordert. Die Zürcher Presse giftete, wenn Bern seinen Professoren höhere Löhne zahle, locke es damit die Schafe der Armen auf seine bessere Weide. Man tröstete sich an der Limmat mit der Überzeugung, «Bern habe seine Hochschule aus blosser Eifersucht gestiftet, obgleich dieser Kanton, wegen Mangel an reiner Achtung für die Wissenschaft, ein ganz unwirthbarer Boden für die Musen ist und die Wissenschaften nur zu Knechtesdiensten für die Politik gebraucht werden», oder: «Der Gegensatz wird sich nach allem, was man hört, so stellen: in Bern Schule des Radikalismus, in Zürich Schule der Wissenschaft.» Zürich werde unbekümmert um Politik auf wissenschaftliche Ausbildung hin arbeiten und es der Berner Hochschule überlassen, «ihre Studenten zu radikalen Idioten zu bilden». Ein halbes Dutzend Jahre später fegte der «Straussenhandel» diesen Trost hinweg.⁴⁸ Dabei kam der liberalen Zürcher Regierung immerhin das unbestrittene Verdienst zu, mit der gegen den Widerstand der eigenen Theologischen Fakultät durchgesetzten Berufung von David Friedrich Strauss und den dadurch ausgelösten Ereignissen dem Begriff «Putsch» seinen festen Platz im deutschen Wortschatz zugewiesen zu haben.⁴⁹

45 Noch die Autorinnen und Autoren der verdienstvollen Festschrift von 1984 betiteln ihr Werk als «Hochschulgeschichte». Die neu aufkommenden tertiären Bildungsinstitute der sogenannten Fachhochschulen werden von selbst eine Verlagerung zugunsten des Universitätsbegriffs bewirken.

46 Mesmer, Die Berner und ihre Universität, S. 134.

47 Für den Historiker unangenehm ist hingegen der Umstand, dass die Protokollführenden es nach 1834 nicht mehr für nötig erachteten, das Register nachzuführen.

48 Zum Straussenhandel: Schmid, Theologische Fakultät Zürich.

49 Schmid, Theologische Fakultät Zürich, S. 57.

Die liberalen Berner Kollegen brauchten acht Jahre, um im Zeller-Handel mit Zürich gleichzuziehen, allerdings mit deutlich weniger blutigem Ergebnis. Nachdem diese Händel ausgestanden waren, konnte man im Verkehr zwischen den beiden Schwesterhochschulen ans Abrüsten denken, wobei vor allem die Theologische Fakultät Zürich mit der Verleihung von Ehrendoktoraten den wissenschaftlichen Rang der Partnerfakultät symbolisch zur Anerkennung brachte. Bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges kamen so mit Gelpke, Rüetschi und den beiden Langhans-Brüdern vier Berner Theologen in den Genuss dieser Auszeichnung.⁵⁰

Hilfreich war bei diesem Appeasement gewiss auch, dass der liberale Plan der Gründung einer Nationaluniversität, für dessen Verwirklichung sich Berner und Zürcher Anfang der Dreissigerjahre als Konkurrenten in Stellung gebracht hatten, nach der Bundesstaatsgründung von 1848 endgültig gescheitert war und bloss in der reduzierten Form einer Eidgenössischen Technischen Hochschule fortlebte.

Mit der Gründung der neuen Hochschule 1834 wollten die liberalen Bildungspolitiker nun also in radikaler Abkehr vom Lehrbetrieb der alten Akademie den neuen Grundsätzen auch im Bildungswesen zum Durchbruch verhelfen, was in zwei zentrale Grundforderungen mündete: Lern-(und Lehr-)Freiheit sowie Universalbildung.⁵¹

Die Kollegienfreiheit sprach in echt liberalem Geist den Studenten mündig und für seine Ausbildung selbst verantwortlich. Diesem edlen Ziel stand allerdings fast von Beginn an die praktische Notwendigkeit normierter akademischer Abschlüsse entgegen. Der Staat brauchte rasch loyale Beamte und Pfarrer. Zähl, aber letztlich erfolglos wehrten sich Studierende und Professorenschaft gegen das Bestreben des Staates, unter dem Druck einer misstrauischen Öffentlichkeit die Studien durch Prüfungsreglemente normieren zu lassen. Dieser durch manche Sachzwänge vorangetriebene Prozess war (und ist bis heute) nicht aufzuhalten.

Einem ähnlichen Erosionsprozess war auch der zweite Pfeiler unterworfen, auf den die liberalen Hochschulgründer ihr universitäres Ideal stützten, die «Bildung in einem über das Berufsstudium hinausgreifenden, universellen Sinn».⁵² Vergeblich beschwor der Arzt und Philosoph Ignaz Paul Vital Troxler die Zuhörerschaft in seiner Rede zur Eröffnung der neuen Hochschule 1834: «Aber ebenso wenig darf die Hochschule eines auf der Höhe der Zeit stehenden Freistaats zu blossen Spezialschulen und Dressuranstalten für literarische Plebeier oder nur für zum Broderwerb und Lebensdienst verdammte Proletarier herabsinken, denn selbst, wenn durch solche Anstalten praktischere Theologen, routiniertere Advokaten, erfahrene Aerzte

50 Schmid, Theologische Fakultät Zürich, S. 231.

51 Zu diesem Abschnitt vgl. Kommission Hochschulgeschichte, Hochschulgeschichte, S. 523–524.

52 Kommission Hochschulgeschichte, Hochschulgeschichte, S. 525, dort auch das folgende Troxler-Zitat.

und geschicktere Oeconomen und Technologen erhalten werden könnten, dürfte um diesen Preis die allgemeine Bildung und der wissenschaftliche Geist, das Wesen und Leben der Universität, nicht geopfert werden.» Das akademische Studium, so Troxler weiter, müsse demnach seiner Bestimmung nach ein philosophisches Studium sein oder werden.⁵³

Diesem Gründer-Idealismus setzten nicht nur gesellschaftliche und wirtschaftliche Zwänge zur Normierung der akademischen Berufsabschlüsse immer engere Grenzen, sondern auch die Entwicklung der Wissenschaften selber, deren unaufhaltsame Spezialisierung eine zunehmende Strukturierung unabwendbar machte.⁵⁴

Dieser Entwicklung konnte das Studium der Theologie am längsten widerstehen, wie die «erstaunliche Konstanz in formalem Aufbau und im Fächerkanon» belegt.⁵⁵ Das Studium der Theologie war seit alters ein ausgesprochenes Berufsstudium, es hatte die längste Tradition in Bern und brauchte kein neues Profil. Die Theologische Fakultät konnte zudem von Anfang an als einzige auf eine mit einer Maturität abgeschlossene Gymnasialbildung aufbauen, was ihr in Bezug auf die so hoch veranschlagte Universalbildung einen erheblichen Vorsprung vor den Absolventen der anderen Fakultäten verschaffte. Dies sollte erst anders werden, als sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts für alle zukünftigen Akademiker der Universitätszugang durch die Maturität zum Nadelöhr verengte.

Der liberale Staat nahm die Hochschule ebenso fest in den Griff wie der alte: «Die Wahl der Professoren erfolgte auf Vorschlag des Erziehungsdepartementes durch den Regierungsrat ohne Vorschlagsrecht der Hochschule.»⁵⁶ Trotz Schaffung eines Senates, dem alle besoldeten Dozenten angehörten, fungierte der Rektor hauptsächlich als verlängerter Arm des Erziehungsdepartementes, wobei die Fakultäten relativ selbstständig waren und direkt mit dem Erziehungsdepartement verkehren konnten. Der Staat garantierte die Lehrfreiheit. Am Aufbau von 1805 änderte sich vorderhand wenig, denn die bisherigen vier Fakultäten blieben bestehen, wobei die Philosophische Fakultät in den gleichen Rang wie die drei anderen erhoben und damit aufgewertet wurde.

Trotz struktureller Beschränkung wurden die Fakultäten vergrössert, neue Lehrstühle geschaffen und der Fächerkanon erweitert.⁵⁷ Zwar wurde die Zahl der ordentlichen Professoren aus finanziellen Gründen von 16 auf 12 reduziert, doch

53 Nach Kommission Hochschulgeschichte, Hochschulgeschichte, S. 526. Troxler erarbeitete auch einen Anthroposophie-Begriff, den Friedrich Eymann fast ein Jahrhundert später mit demjenigen Rudolf Steiners zu verbinden suchte.

54 Kommission Hochschulgeschichte, Hochschulgeschichte, S. 527.

55 Kommission Hochschulgeschichte, Hochschulgeschichte, S. 527.

56 Im Hof, Hohe Schule, S. 59.

57 Im Hof, Hohe Schule, S. 59.

der gesamte Lehrkörper erweiterte sich von 29 Lehrenden am Ende der alten Akademie auf 45 im Winter 1834. Das bedeutete aber, dass die Extraordinarien, die jetzt die Mehrheit bildeten, auf ausseruniversitäre Verdienstquellen angewiesen waren. Nach ausländischem Vorbild hierarchisierte man dadurch automatisch den universitären Lehrkörper.⁵⁸

Blieb man bei den Strukturen konservativ, so wurde die politische Neuausrichtung umso manifester. Man richtete sich bewusst auf Männer von neuen politischen Grundsätzen aus und opferte dabei auch einige bisherige, die man mit der Neuausschreibung aller Stellen elegant loswerden konnte, sei es, dass sie sich aus Protest zurückzogen wie die Theologen Hünerwadel und Stapfer oder der Philosoph Romang, sei es, dass sie aus politischen Gründen nicht mehr gewählt wurden wie der Theologe Karl Bernhard Wyss.⁵⁹ Der 1818 entgegen dem Wunsch der Studenten nicht gewählte Alttestamentler Samuel Lutz, Professor für das Bibelstudium, kam dagegen neu in den nun liberalisierten Lehrkörper der Theologischen Fakultät. Er galt als hervorragendster Lehrer der neuen Fakultät: «Die Berner Pfarrer waren froh, einen verehren zu können, der die goldene Mitte zwischen Wissenschaft und Frömmigkeit gefunden hatte und dazu geschickt genug war, nach keiner Seite anzustossen.»⁶⁰

Die neue Offenheit widerspiegelt auch die Tatsache, dass nun neben 17 Schweizern 17 Deutsche und ein Franzose die Professorenschaft der neuen Hochschule bildeten.⁶¹ Die Verfolgung liberal gesinnter deutscher Professoren in vielen Staaten des Deutschen Bundes kam den im Aufbau begriffenen Hochschulen von Bern und Zürich zugute. Sie hatten die richtige Gesinnung und den dringend benötigten akademischen Rucksack.

Überaus liberal zeigte sich die neue Hochschule wie bereits erwähnt auch, was die Zulassungsbedingungen betraf. Mit dem Verzicht auf eine Zulassungsprüfung wollten die neuen Politiker «die Hochschule offen halten für Studierende vom Land, aus andern Kantonen und aus dem Ausland».⁶² Dafür nahm man auch eine Gefährdung des Niveaus in Kauf.

Die personell neu bestellte Theologische Fakultät gedieh, dank guter Lehrer und einer soliden gymnasialen Vorbereitung.⁶³ Dort waren von «6 Professoren 3

58 Im Hof, Hohe Schule, S. 60.

59 Im Hof, Hohe Schule, S. 60. Wyss kam aber 1847 wieder ins Ordinariat.

60 So das Urteil von Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 639. Dort auch ausführlich zu seiner Persönlichkeit, Theologie und Wirkung.

61 Dies das Urteil von Im Hof, Hohe Schule, S. 60. Zur Herkunft dieser Leute: Im Hof, Hohe Schule, Anm. 94. Zum ganzen Thema jetzt Schwinges, Schlingel, S. 54–57, sowie Rogger, Berner Hochschule, S. 447–455.

62 Im Hof, Hohe Schule, S. 60.

63 Im Hof, Hohe Schule, S. 61.

Deutsche: der Württemberger Matthias Schneckenburger, der schon in der Schlussphase der Akademie nach Bern geholt worden war, der Sachse Ernst Friedrich Gelpke und der Hesse Karl Bernhard Hundeshagen». ⁶⁴ Gerade die neuen deutschen Professoren hätten das Ansehen der Fakultät «durch ihre wissenschaftlichen und menschlichen Qualitäten» gefördert und «in den kirchlichen und den politischen Kämpfen der Zeit ausgleichend und integrierend» gewirkt, wie der Kirchenhistoriker Andreas Lindt meint. ⁶⁵ Als bedeutendsten unter ihnen bezeichnet Lindt Hundeshagen, der bereits im Alter von 24 Jahren 1834 als Extraordinarius an die Berner Theologische Fakultät berufen wurde. ⁶⁶

In einem von Lindt vollumfänglich zitierten Brief an seinen früheren Lehrer Karl Ullmann beschreibt Hundeshagen anschaulich die Verhältnisse im regenerierten Bern und an der neuen Hochschule. ⁶⁷ Trotz verhaltener Kritik an den neuen Regenten erteilt er seiner neuen Wirkungsstätte gute Noten. Es rege sich insgesamt und an der Theologischen Fakultät im Besonderen ein «sehr guter frischer Geist». Er lobt ausdrücklich das freundschaftliche Verhältnis unter den sechs Professoren: «Eine grosse Einmüthigkeit gibt allen Maassregeln Kraft und alle wirken und *wollen* ernstlich den ihnen vorgesteckten heiligen Zweck [...]. Die regelmässigen Facultätssitzungen, in denen hier auch die Extraordinarii Sitz und Stimme haben, gehören zu meinen angenehmsten Stunden.» Besonders gut verstand er sich mit seinem Landsmann, dem viel zu früh verstorbenen Matthias Schneckenburger; voll Verehrung spricht er vom Doyen der Fakultät, Samuel Lutz. Schon in seinen ersten Semestern las er über Altes Testament, biblische Archäologie und Dogmengeschichte. Mit den Studierenden ist er sehr zufrieden, die Theologen unter ihnen seien meist der beste Teil, da sie die einzigen seien, «die hinreichende Gymnasialstudien gemacht haben». ⁶⁸ «Wir führen über das kleine Häuflein sowohl in wissenschaftlicher, als sittlicher Hinsicht eine genaue Controlle, da wir neben einer gleichen Anzahl von Geistlichen die Prüfungscommission bilden, die nach einem strengen Examen die Vorschläge für die Aufnahme in's Ministerium zu machen haben und also eine bedeutende Verantwortlichkeit auf uns ruht.» ⁶⁹ Das Verhältnis zu den Studenten bezeichnet er als «warm und herzlich», und: «wir haben bei Vielen eher nöthig, einen übermässigen Studieneifer zu dämpfen, als ihn anzuregen, besonders bei denen die noch auf der ehema-

⁶⁴ Lindt, Hundeshagen und Bern, S. 171.

⁶⁵ Lindt, Hundeshagen und Bern, S. 171.

⁶⁶ Kommission Hochschulgeschichte, Hochschulgeschichte, S. 592.

⁶⁷ Lindt, Hundeshagen und Bern, S. 172–173, auch für die folgenden Zitate.

⁶⁸ Lindt, Hundeshagen und Bern, S. 174.

⁶⁹ Lindt, Hundeshagen und Bern, S. 174. In jedem Semester habe die Fakultät eine Liste der Studierenden erstellt «mit ausführlichen Zensuren über Leistungen, Fleiss, Charakter und Betragen». Ebd. S. 185, Anm. 16.

ligen Akademie einen Theil ihrer Studien machten u. die Mangelhaftigkeit des damaligen Unterrichts sehr fühlen».⁷⁰

Von den 187 bei der Eröffnung im Jahr 1834 immatrikulierten Studenten waren immerhin 35 Theologen, was der Theologischen Fakultät ein besonderes Gewicht gab.⁷¹ Leonhard Usteri und Samuel Studer hatten den Lehrplan für die Theologische Fakultät aufgestellt. «Seit dem Einfluss der Tübinger Schule Ferdinand Christian Baur waren die Anforderungen an das wissenschaftliche Studium gestiegen, was selbst von Gegnern zugegeben werden musste.»⁷² Usteri starb kurz vor Eröffnung der Hochschule, hatte allerdings seine Vorlesungen wegen abweichender theologischer Ansichten schon 1833 einstellen müssen.⁷³ Prägend neben Lutz waren der Württemberger Matthias Schneckenburger, Professor für Systematische Theologie und Kirchengeschichte, und Karl Bernhard Hundeshagen, Professor für Exegese und Kirchengeschichte. Lutz, Schneckenburger und Hundeshagen «prägten der Berner Fakultät den Stempel der Vermittlungstheologie auf».⁷⁴ Schon ab 1827 Professor an der Akademie war auch Bernhard Karl Wyss, der ab Frühling 1832 massgeblich an der Ausarbeitung des neuen Primarschulgesetzes beteiligt war. Er wurde zwar bei der Neugründung der Hochschule übergangen, kam aber 1847 als Ordinarius für Praktische Theologie doch noch zum Zug und bekleidete 1848/49 das Rektorat.⁷⁵

Da sich Bern als zweisprachiger Kanton verstand, musste dies auch im Lehrkörper seinen Niederschlag finden: 1834/35 wurde der bisherige Dozent und Jurassier Auguste Schaffter zum ausserordentlichen Professor der Theologie befördert.

70 Lindt, Hundeshagen und Bern, S. 174.

71 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 638.

72 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 638.

73 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 639, dort auch Einzelheiten zu seinen theologischen Ansichten.

74 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 640.

75 Junker, Geschichte II, S. 81; Dellsperger, Bernhard Karl Wyss.

3. Die Evangelisch-theologische Fakultät unter radikalem Regiment, 1846–1874

Die neue, liberale Berner Hochschule war zwar eindeutig dem aufklärerischen Gedankengut verpflichtet, dennoch verhielt sie sich auf ideologischem Feld vorerst eher zurückhaltend, was nicht zuletzt auch für die Professoren der Evangelisch-theologischen Fakultät galt. Sie standen den neuen wissenschaftlichen Methoden durchaus aufgeschlossen gegenüber, ohne aber daraus einen Auftrag zu einem innerprotestantischen Kulturkampf abzuleiten, genauso wenig übrigens wie der Hochschulgründer Charles Neuhaus, der letzte bernische Schultheiss und während anderthalb Jahrzehnten mächtiger Erziehungsdirektor des Kantons Bern.

Dies änderte sich, als eine neue Politikergeneration in der zweiten Hälfte der Vierzigerjahre eine neue, demokratischere Verfassung durchsetzte und die Regierungsgeschäfte übernahm. Sie installierte auf den theologischen Lehrstühlen neben den 1834 noch übergangenen Bernhard Karl Wyss (1847) und Gottlieb Studer (1855) nun auch Männer von weniger irenischem Gemüt wie die Brüder Ernst Friedrich und Eduard Langhans, Eduard Müller oder Friedrich Nippold, den unerschrockenen Kulturkämpfer. Einen Vorgeschmack auf diese offensivere Politik erhielt die Öffentlichkeit bei der Berufung des Junghegelianers Eduard Zeller.

3.1 Der Zeller-Handel 1847

Diese sogenannten Radikalen beabsichtigten, den ihrer Ansicht nach auf halbem Weg stecken gebliebenen Demokratisierungsprozess von 1831 zu vollenden und auch den nationalstaatlichen Einigungsprozess wieder anzustossen. Um diese Ziele zu erreichen, waren sie auch bereit, bestehendes Recht zu verletzen, wie der Aargauer Klosterstreit von 1841 oder die sogenannten Freischarenzüge der Jahre 1844 und 1845 zeigten. Ihnen kam dabei entgegen, dass der Bundesvertrag von 1815 keine Revisionsklausel enthielt, jeder Änderungsversuch also automatisch als Rechtsbruch gelten musste. Massgeblich beeinflusst waren die auch unter dem Namen «Junge Schule» bekannten Berner Radikalen wie Jakob Stämpfli und Niklaus Niggeler von den aus Deutschland emigrierten Rechtsprofessoren Ludwig und Wilhelm Snell aus Nassau.⁷⁶ Universitäre Basis dieser radikalen Neuerer wurde die Studentenverbindung Helvetia, die sich von der als zu zaghaft empfundenen Zofin-

⁷⁶ Stämpfli und Niggeler wohnten als Untermieter bei Wilhelm Snell und heirateten später dessen Töchter, was Snell den Namen «Schwiegervater des Vaterlandes» bescherte. Junker, Geschichte II, S. 121.

gia abgelöst hatte. Die radikale Regierung hatte von Beginn an mit einer nicht geringen Zahl von Problemen zu kämpfen, neben solchen, die sich objektiv stellten, wie die Ablösung der Feudallasten, auch mit solchen, die sie sich ohne Not bereitete, wie der sogenannte Zeller-Handel von 1847.⁷⁷

Nicht nur politisch, sondern auch ideengeschichtlich waren die «roaring forties» des 19. Jahrhunderts ein bewegtes Jahrzehnt. Zur Bibelkritik der Anhänger Ferdinand Christian Baur und der Tübinger Schule, welche die akademische Theologie auch in Bern seit den Dreissigerjahren beeinflusste, gesellte sich die grundsätzliche Religionskritik der Linkshegelianer Ludwig Feuerbach oder Bruno Bauer. 1844 hatte der Schweizer Theologe und spätere Zürcher Dogmatiker Alois Emanuel Biedermann sein Buch «Die freie Theologie oder Philosophie und Christentum in Streit und Frieden» veröffentlicht, das grosses Aufsehen erregte. Biedermann erwähnte ausdrücklich, von Strauss und Feuerbach Anregungen erhalten zu haben.⁷⁸ Entsprechend gross war das Entsetzen der orthodox-pietistischen Christen, als der Plan der Regierung ruchbar wurde, einen diesen Strömungen nahestehenden Theologen als Nachfolger von Samuel Lutz, der 1844 verstorben war, nach Bern zu berufen.

«Mit Lutz hatte die Berner Kirche eine überragende Persönlichkeit verloren, welche die auch innerhalb der Kirche auseinanderstrebenden Tendenzen der Zeit noch zusammenzuhalten vermocht hatte.»⁷⁹ Es dauerte einige Zeit, bis ein Nachfolger in Sicht war, weil Lutz erstens nicht leicht zu ersetzen war, und zweitens, weil die Regierung dringendere Geschäfte zu erledigen hatte. 1847 nahm die Regierung den Vorschlag des ihr nahestehenden Philosophieprofessors Friedrich Ries auf, den jungen Tübinger Privatdozenten Eduard Zeller, einen Schüler von Strauss, als Nachfolger Lutz' zu berufen und damit einer «ehrerbietigen Vorstellung» der Studenten zu entsprechen. Sie ernannte ihn am 12. Januar 1847 zum Extraordinarius für neutestamentliche Exegese mit einem Jahresgehalt von 1600 Franken. Als Kompensation erhielt der der positiven Richtung zugerechnete Privatdozent Rudolf Rüetschi einen Lehrauftrag für Altes Testament für 400 Franken.

Die Berufung Zellers, die in der Kompetenz der Regierung lag, war eine wohlkalkulierte Provokation, die von der Gegenseite als solche verstanden und mit grosser Erregung quittiert wurde.⁸⁰ Die Theologische Fakultät war zwar um ein Gut-

77 Junker, Geschichte II, S. 117–190, zum Zeller-Handel dort S. 185–190; Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 641–645, und vor allem Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 190–205, sowie Dellsperger, Staat, Kirche und Politik, S. 154–159. Zum Zeller-Handel siehe auch Feller, Universität Bern, S. 137–142.

78 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 194; Kuhn, Alois Emanuel Biedermann.

79 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 190.

80 Zeller, ein Schwiegersohn Baur's, hatte bereits in Tübingen heftige Proteste pietistisch-konservativer Kreise erleben müssen. Wie eine fundierte zeitgenössische Kritik an Zeller

achten gebeten worden, in dem sie sich bezüglich der wissenschaftlichen Befähigung Zellers durchaus wohlwollend, zur Notwendigkeit seiner Berufung aber eher zurückhaltend geäußert hatte.⁸¹ Eine nicht auf Konflikt ausgehende Regierung hätte aufgrund dieses Gutachtens Zeller wohl nicht berufen. Die Reaktion der Gegner Zellers erfolgte prompt, beginnend mit dem Einspruch des Münsterpfarrers und Synodepräsidenten Albrecht Reinhold Baggesen und der Evangelischen Gesellschaft, die sich zeitgleich mit dem Umsturz von 1831 gebildet hatte. Darauf begann ein wahrer Sturm von Pamphleten und Gegenpamphleten, eine Petition aus dem pietistisch-orthodoxen Lager erreichte mit vielen weiteren Bittschriften den Grossen Rat. Zeller wurde vorgeworfen, «er glaube weder an den christlichen Gott, noch an die Unsterblichkeit der Seele und eigne sich deshalb nicht zur Ausbildung von Pfarrern».⁸² Die Radikalen schütteten wacker Öl ins Feuer, indem sie Pfarrer, die sich weigerten, eine regierungsrätliche Proklamation auf den Kanzeln zu den Ereignissen zu verlesen, vor Gericht brachten, während die Gegenseite aus vielen ländlichen Gemeinden und Kirchgemeinden etwa 3000 Unterschriften gegen Zellers Berufung ins Feld führte. Schon ein kurzer Blick auf diese Unterschriften zeigt, dass wohl die wenigsten derer, die dort ihren Namen zur Verfügung gestellt hatten, wussten, worum es bei dieser ganzen Angelegenheit eigentlich ging.⁸³

Der Zeller-Handel kulminierte schliesslich im Grossen Rat am 24. März 1847 in einem wahren Redemarathon, in dem während 14 Stunden heftig, aber doch angesichts der drohenden Entchristlichung des Kantons Bern in gesittetem Rahmen debattiert wurde. Aus heutiger Sicht erstaunt das recht beachtliche Niveau der teilweise sehr ausführlichen Reden der Protagonisten beider Lager, wobei natürlich zu berücksichtigen ist, dass dieselben für die Protokollierung im Tagblatt des Grossen Rates gewiss stilistisch aufgebessert und ergänzt worden sind. Wohl nur selten in der Geschichte der Schweiz wurde zur Berufung eines Professors an der Universität in einem Parlament so viel rhetorischer Aufwand betrieben wie an diesem 24. März 1847 im Grossratssal des Berner Rathauses. In der Schlussabstimmung am späten Abend votierten dann überraschenderweise nur 23 Grossräte für eine Wiedererwägung der Berufung Zellers, 118 waren dagegen.⁸⁴

hätte aussehen können, beschreibt Rudolf Dellsperger am Beispiel des Zeller-Gegners Johann Peter Romang. Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 209.

81 Tagblatt des Grossen Rates 1847, Nr. 25. Das Gutachten vom 13.7.1845 ist unterzeichnet von Dekan Hundeshagen.

82 Zit. nach Junker, Geschichte II, S. 186.

83 Separate Mappe StAB, BB IIIb 527: Akten zu Eduard Zeller mit sämtlichen Petitionen aus den Gemeinden und Kirchgemeinden an den Grossen Rat und das Gutachten der Fakultät. Letzteres ist in gedruckter Form im Tagblatt des Grossen Rates 1847, Nr. 25, zu finden.

84 Junker, Geschichte II, S. 188. Tagblatt des Grossen Rates 1847, Nr. 30, S. 7. Das Publikum auf der Tribüne stand offenbar den Radikalen nahe, denn das Protokoll vermerkt gelegentliche Pfiffe, Buhrufe und Gelächter bei Voten der konservativen Gegner Zellers.



Jeremias Gotthelf

Weshalb dieses trotz der Heftigkeit der Auseinandersetzung so eindeutige Resultat? Zeller selbst nennt in seinen Erinnerungen, sechzig Jahre nach den Ereignissen, zumindest einen zutreffenden Grund: «Bei der Wahl, durch welche die Radikalen im Herbst 1846 zur Regierung gekommen waren, hatte wohl den durchschlagendsten Grund ihres politischen Programms eine Zehntablösung gebildet, deren Bedingungen so einseitig zugunsten der Pflichtigen gestellt waren, dass diesen ihre Leistungen mindestens zur Hälfte erlassen wurden. Bern war aber ein überwiegend ackerbaureibender Staat, und die Berner Bauern hätten anders sein müssen, als alle andern, um sich wegen der Berufung eines Professors einen so enormen wirtschaftlichen Vorteil entgehen zu lassen. Dies wäre jedoch unfehlbar der Fall gewesen, wenn der ›Zellerlärm‹ die radikale Regierung zum Rücktritt gezwungen hätte.»⁸⁵

Der Lützelflüher Pfarrer und Schriftsteller Jeremias Gotthelf, erbitterter Gegner Stämpflis und Niggelers, giftete in seiner Schrift «Die Versöhnung des Ankenbenz und des Hunghans» über die Grossratssitzung vom 24. März: «Nach und nach füllte sich der Saal mit Geschnäuzten und Ungeschnäuzten. Wie man die Affen einzuteilen pflegt in geschwänzte und ungeschwänzte, so beginnt man die Ratsherren einzuteilen in geschnäuzte und ungeschnäuzte.» Der Schnurrbart galt als Markenzeichen der Radikalen.⁸⁶

Zeller brauchte dies alles nicht zu kümmern, und so vermerkt denn das Fakultätsprotokoll vom 12. April 1847 lakonisch: Der Dekan habe Herrn Zeller will-

85 Zit. nach Junker, Geschichte II, S. 189. Gleiches Zitat schon bei Feller, Universität Bern, S. 141–142.

86 Zit. nach Bächtiger/Holl, Karikaturen 1850, S. 64. Gotthelfs Sohn Albert Bitzjus wurde dann ein Anhänger Stämpflis, was sein Vater aber nicht mehr erleben musste.

kommen geheissen, «der letztere gibt seinerseits der Fakultät die Versicherung, dass er in ein ächt collegialisches Verhältnis zu uns zu treten wünsche».⁸⁷

Zeller wurde aber mit Bern nicht warm und Bern nicht mit ihm: Er war nicht bereit, die radikalen Vorstellungen von Volkstümlichkeit zu erfüllen, trug er doch Zylinder und Glacéhandschuhe und verkehrte fast nur mit deutschen Kollegen, die er nach ihrem wissenschaftlichen Rang statt nach ihrer Parteifarbe auswählte.⁸⁸ Bern war ihm zu wenig weltläufig, die Stadtbibliothek erschien ihm ungenügend ausgestattet; dazu kam, dass sich seine Gattin und die Gemahlin seines Förderers Ries zerstritten hatten. Dennoch scheint er durchaus erfolgreich gelehrt zu haben, ein Privatissimum über Hegel in seinem letzten Berner Semester zog 25 Hörer an.⁸⁹ Zeller verliess Bern bereits 1849, obwohl er im selben Jahr zum Ordinarius befördert worden war – als erster Linkshegelianer notabene –, in Richtung Marburg, wo er zuerst als Theologe, dann als Philosophieprofessor wirkte. Er wechselte nach Heidelberg und landete schliesslich 1872 als Professor der Philosophie in der neuen Reichshauptstadt Berlin, wo er von Hegel zu Kant konvertierte und wo er unter anderem ein mehrbändiges Standardwerk zur antiken griechischen Philosophie verfasste. Die Berner Fakultät immerhin vergass Zeller nicht. Das Fakultätsprotokoll vom 14. Februar 1907 vermerkt: «An Herrn Geheimrat Eduard Zeller in Stuttgart ist bei Anlass seines 60-jährigen Professorenjubiläums [Berufung nach Bern 12. Januar 1847] ein von Herrn Prof. D. Dr. Lüdemann verfasstes Glückwunschsreiben gerichtet worden», das am 25. Januar verdankt worden sei.⁹⁰ Genannter Dekan Lüdemann war übrigens zur Zeit von Zellers Berufung gerade einmal vier-einhalb Jahre alt gewesen, die anderen Fakultätsmitglieder noch gar nicht geboren. Zeller starb 1908 im hohen Alter von 94 Jahren in Stuttgart.

In Bern begann die radikale Regierung Stämpfli einen eher kleinlich anmutenden Rachefeldzug gegen die Gegner der Berufung Zellers, was ihr schliesslich nach nur vier Jahren zum Verhängnis wurde.⁹¹ Aber auch das konservative Regime Blösch konnte sich nur vier Jahre halten, worauf sich die Gemüter etwas beruhigten und «die bis dahin im Bernbiet herrschende Bürgerkriegsspannung» sich abbaute.⁹² Ein Nebenkriegsschauplatz, nämlich die gleichzeitig mit Zeller vorgesehene Berufung des ebenfalls als im zellerschen Sinne kontaminiert geltenden Hein-

87 StAB, BB IIIb FP 12.4.1847, S. 598

88 Junker, Geschichte II, S. 189.

89 Feller, Universität Bern, S. 163.

90 StAB, BB IIIb 524.

91 «Der Zellerhandel war mit ein Grund für den Umschwung von 1850 und dafür, dass das fromme Bern 1851 mit der Neuen Mädchenschule, 1854 mit dem Seminar Muristalden und 1859 mit dem Freien Gymnasium Bollwerke gegen den Zeitgeist errichtete», urteilt Dellsperger, Religion, Kirche und Staat, S. 456.

92 H. v. Greyerz, Nation und Geschichte, S. 124.

rich Grunholzer als Seminardirektor in Münchenbuchsee, ging im Gefechtslärm beinahe vergessen.⁹³

Zellers Nachfolger übrigens wurde Albert Immer, der an der Fakultät die fortschrittliche Richtung vertreten habe: «Mit der freien Forschung verband er eine fromme Glaubensüberzeugung.»⁹⁴

Wo liegt der Stellenwert des Zeller-Handels? Der Berner Kirchengeschichtler Rudolf Dellsperger fasste die Probleme, die sich im Zusammenhang mit der Berufung Zellers stellten, in Form folgender Fragen zusammen: «Was ist das Wesen, das Zentrum, der unabdingbare Grund evangelischen Christentums? Welche Stellung soll die Kirche dem modernen, säkularen Staat gegenüber einnehmen, und wie wird sich dieser Staat der Kirche gegenüber verhalten? Wenn der Grundsatz der Freiheit der Wissenschaft gelten soll: Welche Konsequenzen hat das für das Verhältnis von Universitätstheologie und kirchlicher Frömmigkeit?»⁹⁵ Die Bedeutung des Zeller-Handels liegt nach Dellsperger darin, dass er «in der Geschichte des Verhältnisses von Kirche und Staat an einer entscheidenden Nahtstelle ausgetragen wurde, an jener Wende nämlich, seit der man für den schweizerischen Raum nicht mehr problemlos vom Verhältnis zwischen der christlichen Kirche und dem christlichen Staat sprechen kann, an jener Nahtstelle, die durch die mögliche Lösung des modernen säkularen Staates von einem ausdrücklich christlichen Bekenntnis gekennzeichnet ist».⁹⁶ Der neue Staat stand im Verdacht der Irreligiosität, hatte aber, obwohl nicht mehr christliche Obrigkeit im reformatorischen Sinn, in entscheidenden Punkten immer noch Befugnisse über die Kirche wie zur Zeit der Reformation. Hier wurde eine Klärung unabdingbar.

Für die Radikalen bildete Zellers Berufung nur ein Kriegsschauplatz neben anderen, denn bald näherte sich die Krise auf Bundesebene mit Sonderbundkrieg und Bundesstaatsgründung ihrem Höhepunkt und absorbierte ihre Aufmerksamkeit. Ihren durchschlagenden Erfolg auf dieser Ebene konnte auch der konservative Sieg bei den Grossratswahlen im Jahre 1850 nicht schmälern, zumal sie ein Jahr später bei den zweiten Wahlen in den Nationalrat wieder triumphierten. Wenig Beruhigung war auch von der Erziehungsdirektion zu erwarten, nicht nur, weil sie Baustellen auf den verschiedenen Ebenen des Bildungswesens zu betreuen hatte, sondern auch, weil es an der Spitze des Amtes wenig Kontinuität und Sachkompetenz gab, was sich hinsichtlich des Rechts der Regierung, die Professoren zu berufen, negativ auswirken musste: Zwischen 1846 und 1854 lösten sich im Zweijahres-

93 Junker, Geschichte II, S. 189.

94 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 673.

95 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 190.

96 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 192–193.

rhythmus vier Erziehungsdirektoren ab, ehe der Arzt Samuel Lehmann das Amt immerhin acht Jahre versehen konnte.

Trotz aller Vorbehalte gegenüber dem unzimperlichen Vorgehen der radikalen Regierung wohnte dem Konflikt, bei dem Zeller nur ein Symptom bildete, eine gewisse Zwangsläufigkeit inne. Die Theologie konnte sich dem Trend zur Wissenschaftlichkeit nicht entziehen, wollte sie ihren Platz an den Universitäten behalten. Die Bollwerke aber, aus denen man sich in den folgenden Jahrzehnten beschoss, waren hochgezogen worden. Die Theologische Fakultät, die in jenen Jahren noch unfreiwillig in den Kampf hineingezogen worden war, beteiligte sich später in neuer personeller Zusammensetzung aktiv an den Auseinandersetzungen.

Es war aber unverkennbar, dass die Hochschule in der Folge der Aufregungen um Zellers Berufung stark an Ansehen eingebüsst hatte. Es gab sogar Stimmen auf dem Land, die offen die Abschaffung der Hochschule forderten, und auch viele Radikale «hätten sie nun gerne gegen eine eidgenössische Universität eingetauscht», bilanziert Beatrix Mesmer für die Zeit nach der «Sturm und Drangperiode» der Berner Universität.⁹⁷ Es war gerade dieser Provisoriumscharakter, der Kandidaten zögern lassen konnte, eine Professur in Bern anzunehmen. Zeller hatte dies als Grund für seinen Wegzug genannt, der vielversprechende Privatdozent Rüetschi zog unter anderem deswegen eine Landpfarrei vor, Hundeshagen folgte einem Ruf nach Heidelberg, Immer äusserte Bedenken, eine Wahl anzunehmen, so gefährdet schien ihm eine Stellung als Hochschullehrer. Zwischenzeitlich lehrten nur zwei ordentliche Professoren, Ernst Friedrich Gelpke als Ordinarius für Kirchengeschichte und Karl Bernhard Wyss als ordentlicher Professor für Praktische Theologie, beide seit 1847, trotz einer stolzen Zahl von 49 immatrikulierten Studierenden. So musste die Regierung nun wichtige Professuren neu besetzen: Sie ernannte 1850 Pfarrer Albert Immer aus Büren zum Extraordinarius für Systematik und Privatdozent Gottlieb Studer zum Extraordinarius für Altes Testament, der erste mit 1600 Franken Gehalt, der zweite mit 1200.⁹⁸ Der Versuch der Erziehungsdirektion, den reformorientierten Pfarrer Alois Emanuel Biedermann zu berufen, scheiterte am Widerstand der Regierung.⁹⁹

Die Fakultät musste damals auch das Ansinnen der Regierung, die Anforderungen in alttestamentlicher Exegese und Kirchengeschichte herab- sowie für das Theologiestudium die Maturität nicht mehr vorauszusetzen, abwehren.¹⁰⁰

97 Im Hof, Hohe Schule, S. 134. Der Ausdruck «Sturm und Drangperiode» ist dem Titel des Werkes von Friedrich Haag, Die Sturm und Drangperiode der Bernischen Hochschule 1834–1854, Bern 1914, entnommen.

98 Feller, Universität Bern, S. 163.

99 Biedermann erhielt 1864 den Berner Ehrendoktor.

100 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 645.

Mit Ausnahme der Jahre 1850–1854 herrschten in dieser Phase der bernischen Kantongeschichte die Radikalen, die allerdings nicht als geschlossene, im modernen Sinn homogene Partei anzusehen sind.¹⁰¹ Die politisch Konservativen durften als Minderheit in der Exekutive mitregieren; auch sie waren innerlich nicht geschlossen. Was sie einte, war das Misstrauen gegen die radikale Staatsgläubigkeit.

Zu den Misserfolgen der bernischen Regierungen gehörten die Versuche, die Universitätsgesetzgebung zu revidieren, so blieb es beim Gesetz von 1834.¹⁰² Die Aufsichtsbehörde aber hatte sich geändert: Zuständig für das Schulwesen war nun eine Direktion. Es gab zwar den Gedanken der akademischen Autonomie, doch betrachtete der Staat die Hochschule stets als Teil der Verwaltung, die Professoren als Beamte, die auf Lebenszeit gewählt waren.¹⁰³ Längerfristig positiv wirkte sich die Stabilisierung an der Spitze der Erziehungsdirektion aus. Nach den häufigen Wechseln der ersten acht Jahre nach der Verfassungsreform bekleideten gerade mal fünf Männer das Amt eines Erziehungsdirektors in den nächsten über fünfzig Jahren, darunter Albert Gobat als bedeutendster mit insgesamt 24 Jahren.¹⁰⁴ Dies verlieh der kantonalen Bildungspolitik mehr Kontinuität und Durchschlagskraft.

3.2 Der Leitfadenstreit

Es scheint aus der Rückschau nur konsequent, dass die fest auf dem Boden der «Tübinger Kritik» stehenden Theologen sich auch des Religionsunterrichts in den Schulen annehmen würden und dass es demzufolge zu einer Art Neuauflage des Zeller-Handels auf Schulebene kommen würde. Schon in den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts war die Problematik eines zeitgerechten Religionsunterrichts aufgebrochen. Dabei ging es konkret um die Frage des Lehrmittels für die Schulen, da der Heidelberger Katechismus ausser Gebrauch gekommen war.

Im Zusammenhang dieser Arbeit muss nicht nur aus inhaltlichen, sondern auch aus personellen Gründen auf die ganze Thematik kurz eingegangen werden, da der neue Konflikt durch zwei Theologen ausgelöst wurde, die später als Professoren an der Evangelisch-theologischen Fakultät wirkten.¹⁰⁵ Den Auftakt machte

101 Vgl. dazu Junker, Geschichte II, S. 365 ff.

102 Im Hof, Hohe Schule, S. 69.

103 Im Hof, Hohe Schule, S. 69.

104 Zu seiner Bildungskonzeption und zum Streit mit Georg Finsler vgl. Im Hof, Hohe Schule, S. 69, zu seinem Wirken in Bezug auf die Hochschule insgesamt H. v. Greyerz, Nation und Geschichte, S. 255 ff. ausführlich.

105 Zum Leitfadenstreit Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 679–685, und Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 157–172. Sehr eindrücklich analysiert Dellsperger dort die theologischen Positionen der Langhans-Brüder und ihrer Gegner!

Ernst Friedrich, der ältere der beiden Langhans-Brüder und Pfarrer an der Heil- und Pflegeanstalt Waldau mit seinem 1864 erschienen Buch «Pietismus und Christenthum im Spiegel der äusseren Mission», in welchem er den Pietismus und die (innere) Mission einer scharfen Kritik unterzog. Die Lunte war also bereits gelegt, als Eduard, damals Religions- und Geografielehrer am Seminar Münchenbuchsee, im Herbst 1865 mit dem Buch «Die heilige Schrift. Ein Leitfaden für den Religionsunterricht an höheren Lehranstalten, wie auch zum Privatgebrauch für denkende Christen» nachdoppelte. Schon der Titel enthielt eine Kampfansage, da sich ja unschwer ableiten liess, wer nach Langhans nicht zu den denkenden Christen zu zählen war. Entsprechend waren die Reaktionen, die Fronten waren seit dem Zeller-Handel geklärt, die Arsenale lagen bereit. Dass die Langhans-Brüder der, wie sie es nannten, dogmatischen Schriftauslegung und der Lehre von der Verbalinspiration den Kampf ansagten, war nur die eine Seite der von den Gegnern monierten «Brunnstubenvergiftung», die andere Seite war die gewagte dogmatische Schlussfolgerung, Christus sei nicht wahrer Mensch und wahrer Gott, sondern «reiner, voller, ganzer Mensch, und das Kreuz ist nicht Ort, sondern Quelle der Versöhnung, so wie die Bibel nicht Autorität, sondern Quelle des Glaubens ist».¹⁰⁶

Der Streit wurde in die Synode getragen, wo Regierungsrat Johann Jakob Kummer, ehemaliger Pfarrer, Eduard Langhans und die Professoren Albert Immer und Eduard Müller das Recht der freien Forschung verteidigten. Die konservativen Kreise unterlagen nicht nur 1866 vor der Synode, sondern 1868 schliesslich auch vor dem Grossen Rat. Langhans behauptete seine Stelle am Lehrerseminar und wurde später als Nachfolger seines Bruders Ordinarius für Systematik.

Rudolf Dellsperger bezeichnet den Leitfadestreit als «einen Wendepunkt in der bernischen Kirchengeschichte».¹⁰⁷ Die pietistisch-konservativen Kreise in der und um die Evangelische Gesellschaft hatten ihren mit dem Zeller-Handel und dem Leitfadestreit verbundenen Kampf verloren, die Theologische Fakultät die Freiheit der wissenschaftlichen Bibelforschung bewahren können. Dellsperger hält fest, dass der Leitfadestreit «die Entstehung der theologischen Richtungen innerhalb der bernischen Landeskirche entscheidend befördert» habe. Langhans' Anhänger gründeten im August 1866 den «Kirchlichen Reformverein», die Gegner ein Jahr später den «Evangelischen Prediger-Verein», aus dem später der «Evangelisch-theologische Verein» wurde, der theologisch der Evangelischen Gesellschaft nahestand.¹⁰⁸ Freunde und Schüler des Neutestamentlers Albert Immer hatten sich schon 1859 zur «Theologisch-kirchlichen Gesellschaft» der Vermittler gruppiert. Im gesamtschweizerischen Kontext konnten diese Namen sich noch modifizieren, wobei die in den

106 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 164.

107 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 168.

108 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 168.

Kämpfen entfesselten Leidenschaften auch zu einem gewaltig anwachsenden Ausstoss an Presseerzeugnissen, Pamphleten und Flugblättern führten, die nach geschlagener Schlacht zu Vereinsblättern der drei Richtungen gerannen.

3.3 Die Fakultät im Spannungsfeld der kirchenpolitischen Richtungen

Als Folge der geschilderten Auseinandersetzungen ergab sich also gleichsam zwangsläufig die Auffächerung des Protestantismus in theologische Richtungen.¹⁰⁹ Der seit einigen Jahrzehnten sich beschleunigende Prozess der politischen Liberalisierung und Demokratisierung einerseits, die neuen Erkenntnisse der Naturwissenschaften, die fortschreitende Technisierung der Welt und der damit einhergehende Fortschrittsoptimismus andererseits forderten Theologie und Kirche heraus. Eine Antwort auf diese Herausforderung war der theologische Liberalismus, der mit dem politischen ein Zweckbündnis einzugehen bereit war, das eine besondere Spielart des alten bernischen Staatskirchentums in Gang setzte. Wie bereits erwähnt, setzten die liberalen Machthaber in der Theologischen Fakultät der neu gegründeten Hochschule grossmehrheitlich liberale Theologen als Professoren ein.¹¹⁰ Trotz der nicht zuletzt politisch begründeten Dominanz dieses liberalen Protestantismus, vor allem in den Städten und Industriegebieten, waren nicht alle Protestanten theologisch liberal. Es gab den Strang der aus den Erweckungsbewegungen stammenden Gemeinschaften und Freikirchen inner- und ausserhalb der Landeskirche. Gegen die Berufungen von Strauss in Zürich 1839 und von Zeller in Bern 1847 formierte sich wie gezeigt der Widerstand der theologisch Konservativen. Auch sie verbanden sich mit einer politischen Richtung gleichen Namens.¹¹¹

Die Differenz bündelte sich um den Begriff «fromm»: In der Sichtweise der Kompromisslosen um Theodor von Lerber, den Gründer des Freien Gymnasiums, war jeder Theologe, der nicht der wörtlichen Auslegung der Bibel verpflichtet war, unfromm und deshalb bedauerlicherweise der Apostasie verdächtig.¹¹² Dies bekamen sogar orthodoxe Theologen wie Ötli und Schlatter zu spüren, die im Verdacht

109 Vischer u. a., *Ökumenische Kirchengeschichte*, S. 236–237, dort S. 237 auch ein Zitat des Theologen Ferdinand Buisson zum «Bekenntnis des liberalen Protestantismus».

110 «Es war weniger die Fakultät als die freisinnige Regierung, die ständig Vertreter der Reformtheologie berief: Friedrich Nippold, Friedrich Ernst Langhans, Eduard Langhans, Rudolf Steck und Hermann Lüdemann.» *Kommission Hochschulgeschichte, Hochschulgeschichte*, S. 592.

111 Zur politischen Instrumentalisierung des Zeller-Handels durch die Konservativen vgl. Mesmer, *Die Berner und ihre Universität*, S. 134. Dort auch zum Verhältnis von Hochschule und Öffentlichkeit.

112 Das Dossier Nippold, Friedrich (StAB, BB IIIb 526) enthält eine vierteilige ausführliche Auseinandersetzung mit den Versuchen der positiven Richtung, auf die Professorenberu-

standen, dem Leibhaftigen in Gestalt der Bibelkritik nicht deutlich genug entgegenzutreten. Nachklänge dazu werden gelegentlich hörbar in den beiden Standardwerken zur bernischen Kirchengeschichte von Kurt Guggisberg, der dem einen und anderen Vertreter der liberalen oder vermittelnden Theologie attestiert – wir haben es bei Albert Immer gesehen –, er sei trotz freier Forschung von frommer Glaubensüberzeugung gewesen.¹¹³

Es verwundert nicht, dass die Theologische Fakultät, sosehr ihre Mitglieder zunächst bemüht waren, sich aus den Streitereien herauszuhalten und sich nur der Wissenschaft zu widmen, nicht vor Angriffen gefeit war. Da sie als liberales Bollwerk galt, kamen die Angriffe gegen sie naturgemäss von konservativer Seite, so in den Jahren 1853, als eine Petition von zehn Simmentaler Pfarrern forderte, es sollten für Neues Testament und Dogmatik auch positiv gesinnte Professoren angestellt werden, und 1855, als der Fakultät vorgeworfen wurde, sie verführe die Studenten zum Unglauben. Die kühlen Antworten der angegriffenen Fakultätsvertreter beruhigten die Gemüter nicht, im Gegenteil.¹¹⁴ Obwohl sich die Fakultät «zu der wohltemperierten Frömmigkeit der Vermittler» hielt, wurde ihr immer wieder vorgeworfen, sie trage die Schuld daran, dass der Kirche das rechte religiöse Leben fehle.¹¹⁵ Mit der Ernennung des positiven Nydegg-Pfarrers Eduard Güder 1859 zum Privatdozenten für neutestamentliche Exegese versuchte die Regierung, den Forderungen dieser Seite wenigstens ein bisschen entgegenzukommen. Im gleichen Jahr ernannte sie den freisinnigen Heiliggeist-Pfarrer Eduard Müller zum Privatdozenten für Praktische Theologie.

Die Verleihung der Ehrendoktorwürde an den liberalen Theologen Alois Emanuel Biedermann 1864, anlässlich des Calvin-Gedenkjahres, erbitterte die pietistisch-orthodoxen Kreise erneut.¹¹⁶ Es half nichts, dass im gleichen Akt auch dem orthodoxen Genfer Theologen Felix Bungener die gleiche Ehre zuteil wurde.

Die Pfarrerschaft der reformierten Landeskirchen formierte sich nun auch schweizweit in drei Richtungen: Die liberal-freisinnigen Reformtheologen organisierten sich ab 1871 im «Schweizerischen Verein für freies Christentum», die positive Richtung fand sich im «Schweizerischen Evangelisch-kirchlichen Verein» und

fungen an der Theologischen Fakultät Einfluss zu nehmen, darin ist auch ein langer Artikel Nippolds gegen Theodor von Lerber.

113 So zum Beispiel Hermann Lüdemann oder Rudolf Steck, der Nachfolger Immers: «Schreckgespenst der Konservativen und dogmatisch Gebundenen», der aber im persönlichen Leben «liebenswert, fromm und lauter» gewesen sei. Guggisberg, *Kirchenkunde*, S. 311.

114 Guggisberg, *Kirchengeschichte*, S. 679.

115 Guggisberg, *Kirchengeschichte*, S. 673.

116 Zu seiner Person und seinem Streit mit seinem Freund und konservativen Gegner Christoph Johannes Riggenbach: Vischer u. a., *Ökumenische Kirchengeschichte*, S. 239.

die von Schleiermacher ausgehenden Vermittler vereinigten sich zur Gruppe der «Schweizerisch-kirchlichen Gesellschaft» und scharten sich um das «Volksblatt für die reformierte Schweiz». Vermittler und Reformer traten für eine Volkskirche mit Bekenntnisfreiheit ein, so weit waren die Positiven noch nicht. Diese hatten bereits in den Fünfzigerjahren mit der Gründung von freien Schulen ihren Anhängern eine Alternative zu der vom Liberalismus dominierten Staatsschule geboten, die sie mit grosser Zähigkeit über die nächsten Jahrzehnte am Leben erhielten.

Die zum Teil heftigen Streitigkeiten brachten nicht nur Politiker wie den Erziehungsdirektor Johann Jakob Kummer vorübergehend ins Straucheln – er stürzte in den Grossratswahlen von 1866 über den konservativen Widerstand, schaffte dann aber die Wiederwahl doch noch und rächte sich an seinen religiöskonservativen Gegnern dadurch, dass er sich beharrlich weigerte, den Positiven eine Professur an der Fakultät zu gewähren –, sondern brachten auch Fakultätsangehörige wie Albert Immer an den Rand ihrer Belastbarkeit.¹¹⁷ Seine Klagen wurden erhört und er wurde durch die Wahl des Mecklenburgers Karl Holsten entlastet, der zu seinem Extraordinariat eine gut dotierte Stelle als Lehrer der klassischen Sprachen an der Kantonsschule erhielt. Seine Laufbahn führte ihn über das Ordinariat bis ins Rektorat, bevor er dann nach Heidelberg wechselte.

Nach dem Tod des Fakultätsdozens Ernst Gelpke 1871 drohte ein Dissens zwischen der Regierung, die Ernst Friedrich Langhans bevorzugte, und der Fakultät, die den renommierten deutschen Kirchengeschichtler Friedrich Nippold nach Bern holen wollte. Die Regierung handelte salomonisch, wählte Nippold zum Ordinarius für Kirchengeschichte und Langhans zum Extraordinarius für Religions- und Dogmengeschichte. Letzterer rückte später zum ordentlichen Professor für Systematik auf, konnte sich dieses Amtes aber nur drei Jahre lang erfreuen. Nach dem frühen Tod ersetzte ihn der jüngere Bruder, der in seinem Radikalismus noch schärfer war als der ältere.

Die Spannungen bauten sich aber nur langsam ab, der politischen «Fusion» von 1854 folgte zwar etwas verzögert die kirchliche, die schliesslich mit dem Kirchengesetz von 1874 einen vorläufigen Abschluss fand. Da man sich nicht auf ein allen Richtungen genehmes Bekenntnis einigen konnte, blieb es schweizerisch-pragmatisch bei der Bekenntnisfreiheit.¹¹⁸ Damit hatte sich etabliert, was Karl Barth später «das mit heiliger Gewissenhaftigkeit durchgeführte Dreirichtungssystem» nannte. «Liturgie-, Gesangbuchs-, Bibelausgabe-, Verfassungskommissionen oder vollziehende Behörden im Gegensatz zu der Intoleranz früherer Zeiten nach dem Schema 3 + 3 + 3 gewählt u. funktionierend. Da die Vermittler das Zünglein an der Waage bilden, sind sie es, die faktisch die Kirche regieren. Man kann unsere Zustände

117 Feller, Universität Bern, S. 243–244.

118 Gebhard, Apostolikumsstreit.

preisen als ein Ideal d. kirchlichen Friedens. Man kann freilich auch von einem Triumph der Mittelmässigkeit, Verschwommenheit u. faulen Friedlichkeit reden. Das Ding hat tatsächlich diese beiden Seiten.»¹¹⁹

Das Kirchengesetz von 1874 reformierte schliesslich die überholten Kirchenstrukturen, indem es den Kirchengemeinden mehr Rechte zugestand und so die Kirche insgesamt demokratisierte, unter Beibehaltung der Idee der «Landeskirche», da das Stimmvolk keine Trennung von Kirche und Staat wollte.¹²⁰

119 Barth, Die kirchlichen Zustände, S. 32.

120 Guggisberg, Kirchenkunde, S. 688. Zum Kirchengesetz unten Abschnitt 4.2.